



Berlin, den 17. Mai 1898.

## Der himmlische Appell.

**Z**ell erstrahlten die Fenster des Weißen Saales im alten Spreeschloß. Ein Prunkfest wurde da oben gefeiert, das üppige Abschiedsfest, das der höchste Vertreter der Volkheit den vom Volk ihm für ein Austrum in den Reichsrath gesandten Männern gab. Denn deren Weihezeit war nun abgelaufen und sie mußten, wenn sie als Erklärte in die Hauptstadt zurückzukehren wünschten, sich erst wieder vor Bürgern und Bauern bücken und laut wieder, in weithin klingenden Brusttönen, geloben, des vaterländischen Wohles Wahrer und Walter zu sein, selbstlos, tapfer und treu, ohne eigenem Vortheil, eigener Freude je nachzufragen. In jedem fünften Jahr vollzieht sich, nach neuerem Brauch, diese Ceremonie im Lande der wahrhaftigen Germanen; und so oft sie beendet ist, erschallt ringsum der Ruf: Des Volkes Stimme, die untrügliche, unbeirrbar, hat gesprochen . . . Sonst waren die Entweihten, deren Macht und persönliches Ansehen mit dem Mandat in Hunderterziel, wortlos in die Heimath oder in den zu beackernden Wahlkreis entlassen worden und hatten da dann ein paar Wochen lang pathetische Reden und uneinlöbliche Versprechungen ausgestreut, daß unter der Lügenlast die dicksten Balken sich bogen. Diesmal jedoch sollten sie nicht ungeehrt zu den Stätten so löblichen Thuns den Schritt lenken. Manches schlimme Wort war aus der Tiefe nicht nur, nein, auch von der Spitze des Reiches herab ihnen zugesprochen worden: nun lud der Monarch, der ihrer Mehrheit die äußerste Entzweiung nicht verhohlen und sie einen Haufen vaterlandloser Gesellen genannt

hatte, die Scheidenden an seine Salatafel und gönnte ihnen die Ehre, mit den Prinzen des königlichen Hauses und den Mitgliedern des Bundesrathes, mit Generalen und Admiralen, den in der Residenz weilenden Rittern vom Schwarzen Adler und sogar mit den höchsten Hofchargen schmausend und zechend an einem Tische zu sitzen. Nicht an Alle, nur an eine auserlesene Schaar der leidlich Korrekten, war der Ruf ergangen, die Vertreter der größten Stimmenzahl blieben, als Häupter der des deutschen Namens unwürdigen Rotte, dem Prunkmahl natürlich fern und auch von den Geladenen war nur ein Theil dem Wunsch des allerhöchsten Herrn willig gefolgt. Fast verschwanden die schmucklos schwarzen Gewänder der entwürdeten Volksboten in der bunten Menge der goldig strohenden Heerführer und Hofdiener und manchen schlichten Mannes Sinn wollte in der schimmernden Pracht der überladenen Räume nicht recht heimisch werden; vielleicht gedachten die Unbehaglichen auf den weichen Stühlen der Wähler, die ihres Vertrauens Träger nicht in die Hauptstadt gesandt hatten, damit sie sich dort, zierlich lächelnd und artig wedelnd, unter das höfische Gefinde mischten, vielleicht sannten sie in Beklommenheit auch der Frage nach, ob ein mit so unerhörter Hofgunst begnadetes Parlament seine Pflicht, dem Volkswohl und nicht dynastischen Wünschen zu dienen, furchtlos erfüllt haben könne. Bald aber wurden solche Bedenken von ganz anderen Regungen übertönt; denn nun erhob sich, als ein besonders edler Wein kredenzt ward, der Gastgeber von seinem Sitz, dankte den Gästen für eine Gabe, die ihre Güte ihm entgegengebracht habe, sprach von dem Großvater, von Vater und Mutter und fuhr also dann fort: „Ich kann Ihnen auf Ihre Heimreise nur den einen Wunsch und die eine Bitte mitgeben, aus eigener Erfahrung gegründet, daß, so wie der große Kaiser seine Stärke und seine ganze Kraft empfand aus seinem Verhältniß, seiner Verantwortlichkeit zu seinem Gott, Desgleichen ein Jeder unter Ihnen, er mag sein, wer er sei, hoch oder niedrig, von welcher Konfession auch immer, sich klar sein muß, daß bei Dem, was Ihnen bevorsteht, bei der Arbeit, die Sie in diesem Jahr zu thun gedenken, ein Jeder von Ihnen seine Aufgabe so auffasse, daß, wenn er dereinst zum himmlischen Appell berufen wird, er mit gutem Gewissen vor seinen Gott und seinen alten Kaiser treten kann und, wenn er gefragt wird, ob er aus ganzem Herzen für des Reiches Wohl mitgearbeitet habe, er auf seine Brust schlagen und offen sagen darf: Ja! Aus der selben Quelle, aus der mein Herr Großvater zu seinem Thun und Schaffen, mein Herr Vater zu seinem Siegen und Leiden die Kraft schöpfte, schöpfe auch ich sie und ich gedenke, meinen Weg weiter zu

wandeln und das Ziel, das ich mir gesetzt habe, weiter zu erreichen, in der Ueberzeugung, die ich auch Ihnen Allen nur aus Herz legen kann, die für uns, für einen jeden Menschen, die maßgebende sein muß: Ein feste Burg ist unser Gott! In hoc signo vinces.“ Beinahe ängstlich, wie eine Schülerschaar beim Gewitter, hatten die Hörer während dieser Rede die Ohren gespitzt. Solche Worte waren im Weißen Saal des alten Spreeschlusses noch nie vernommen worden, auch in den Tagen des gekrönten Romantikers nicht; sie klangen so fremd wie das aus Jahrhunderte lang währendem Schlummer erweckte Echo aus einer fernem Theokratie, — einer von schwarz-weißen Pfählen eng begrenzten, in der ein frommer, in mystische Imperatorengröße aufgeredeter Alter Fritz den demantenen Krückstock schwänge. Mancher sah, als der Redner schwieg, um sich und kam sich unter den jubelnden Schranzen nun so seltsam vor wie das ehrliche Lutherlied neben dem Trugspruch des schlauen Volkstänzers Konstantin, der in Byzanz seine Residenz aufschlug und die byzantinische Hofrangordnung schuf, den Christengott als Allierten begrüßte, das Christenthum zur Staatsreligion machte und sich selbst doch erst auf dem Totenbett zur Laufe bequemte. Und Einer, ein stiller, geschmeidiger Mann, dessen Stimme im Redehause nie gehört ward und der es schweigend dennoch schon in jungen Jahren zu zwei Orden gebracht hatte, schlüpfte, da er sich un beobachtet wähnte, nach der Aufhebung der Tafel heimlich hinaus, um in der herben Mainachtluft das umdunstete Hirn zu kühlen. Hatte die Wucht der Weihestunde sich ihm lastend auf die heißen Schläfen gelegt, deren Poßen ihm nun die Ruhe raubte? Oder hatte er nur zu hastig von schweren Gewächsen gekostet? . . . Im Himmel war für die aus der Zeitlichkeit geschiedenen Volksvertreter Appell, neben dem lieben Gott thronte da in der Glorie der alte Kaiser, den auf die Weisung pünktlich herbeispukenden Reichsboten wurde das Herz, wurden die Nieren geprüft und in den Kasten kam Jeder, der bei der Revision nicht mit gutem Gewissen bestand? Auf solche Fährlichkeit war der Ärmste nicht vorbereitet, davon hatte er nie noch gehört; er wankte, da er erwog, wie leicht er die Pflicht eines Empfängers der Wahlweihen bisher genommen hatte.

\* \* \*

Im Preußenhimmel dämmert erst der Tag. Kadetten mit kleinen, von silbernen Eichen umsäumten Flügeln und einer niedlichen Medaille an gelbem Band schieben die schwarzen und weißen Wolken auseinander, Rekruten, denen zwischen den Schultern kaum die ersten Federchen sprossen, streuen glühenden Kies auf die sauber gefegten Wege und der Pförtner, ein echtes Civilversorgungsheiligengesicht, puht brummend und gäh-

nend an seinem Uniformrock — dritte Garnitur — die Knöpfe. Von der Seligkeit der Friedfertigen und dem Gebot, dem Uebel nicht zu widerstreben und kein Blut zu vergießen, ist hier nichts zu spüren: Waffen und Schiffsmodelle ringsum; rechts wird exerzirt, links nach der Scheibe geschossen und auf Brust und Armen der Nahenden oder schon zum Dienst Versammelten kann das erfahrene Auge die Fangeschnüre und Schießhauszeichnungen beim fahlen Frühschein der Sonne genau unterscheiden. Man merkt, daß man im Himmel der allgemeinen Wehrpflicht ist, wo auch die auf der Erde als dauernd untauglich Zurückgestellten nach allen Regeln der Unteroffizierkunst gedrillt werden. Zivilisten sind nicht zu sehen. Doch: da leucht Einer heran, ein dürftiges Menschenkind im schwarzen Frack, das die Flügelmänner und Flügelmännchen der himmlischen Garde am Thor neckend und höhrend umringen. Der Neuling wird nach seinen Personalverhältnissen gefragt und von schallendem Gelächter erschreckt, da er stolz als seinen Beruf angiebt: Mitglied des Reichstages. Solche Würden, meint knurrend ein Feldwebel, seien hier oben nicht anerkannt, schon weil man vom allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Wahlrecht im himmlisch aristokratischen Ständestaat nichts wissen wolle; aber der Mann solle nur hereinkommen, denn er sei nach der Vorschrift ja zum Appell gerufen und werde Montur und Gepäck vorzuzeigen und über seine irdischen Leistungen und die mehr oder minder schwere Belastung seines Gewissens Auskunft zu geben haben. „Flink, flink, Waisfäßer, fliege! Hier sind wir noch ein Bißchen plöylicher als unten bei Euch!“ Neues Gelächter. Schon ordnet sich Alles in Reihe und Glied, zwei hohe Stühle aus röthlich funkelndem Gold werden gerade in die Mitte des Exerzirplatzes gestellt . . . und nun nahen zwei Greise, der Eine im weißen, unkriegerischen Gewande und doch mit dem Gebieterblick auch im Kreis der Krieger Ehrfurcht erzwingend, mit lang über die Brust wallendem Bart, der Andere, Schwächtigere, im grauen Militärmantel, den Helm auf dem Haupt, mit hellem, mildem Blick und den Bartcoteletten der ersten wilhelminischen Zeit. Keine Suite; nur ein einziger Adjutant, um dessen Flügel eine dünne silberne Schärpe geschlungen ist. Der größere Greis setzt sich; der kleinere schreitet die Front der zum Appell Befohlenen ab.

Vor dem auffälligen Menschenkind im Frack bleibt er zuerst stehen.  
„Was warst Du denn da unten, mein Sohn?“

„Mitglied des Reichstages.“ Die Antwort klingt noch immer stolz.  
Richern im Glied. Ein ernster Blick: Alles ist mäuschenstill.

„ . . . des Reichstages. Tagt der jetzt im Frack?“

„Wir waren bei Majestät eingeladen. Abschiedsdiner mit Dankrede.“

„Ah, neue Mode. Früher gab es persönlichen Verkehr dieser Art mit der Volksvertretung nicht. War Sache des Kanzlers. War auch wohl bess—, na . . . Und Dank? Dank doch im Namen der Verbündeten Regierungen, des Reiches, doch nicht etwa persönlichen Dank? Und wofür?“

„Ja . . . wir haben eben sehr viel geleistet.“

„Schön. Aber was?“

„Erstens haben wir das Geld für ein dem zweiten Kaiser in der Hauptstadt zu errichtendes Denkmal bewilligt.“

„Wem?“

„Dem Monarchen.“

„Nein: der Nation; um Privatwünsche des Herrschers habt Ihr Euch gar nicht zu kümmern, ihnen keinen Groschen zu opfern.“

„Er selbst hat uns aber gesagt, wir hätten ihm durch unsere Gabe die Erfüllung der Sohnespflicht wesentlich erleichtert.“

„Im . . . weiter.“

„Wir haben das Land von der dreijährigen Dienstzeit befreit und . . .“

„Und damit in der Wurzel das Werk zerstört, dem ich Jahre lang meine Ruhe geopfert habe und gern meine Krone geopfert hätte. Und?“

„Wir haben die auf den landwirthschaftlichen Produkten lastenden Zölle herabgesetzt und Tarifverträge abgeschlossen, die unserer Industrie stetigen Absatz sichern und dem armen Manne das Brot verbilligen.“

„Das Lied kenne ich. In meiner Sprache lautet es so: Ihr habt dem wichtigsten aller reale Werthe schaffenden Stände, dem Stand, auf den unser altes Preußen nun einmal angewiesen ist, wenn es sich nicht selbst aufgeben will, die schon früher nicht allzu weite Lebensmöglichkeit verengt und für mehr als ein Jahrzehnt Eurer wirthschaftlichen Selbständigkeit entsagt, ohne den Verdienst der Ärmsten dadurch auch nur um einen Dreier zu mehren. Habt Ihr noch weitere Ansprüche auf ähnlichen Ruhm?“

„Ja, . . . die Flottenverstärkung haben wir zuerst zwar abgelehnt, aber schließlich doch mit großer Mehrheit angenommen.“

„Weshalb diese Wandlung? Hat sich die Lage verändert?“

„Nein. Aber man drängte und hat uns so und unter der Hand! . . .“

„So wird Das jetzt gemacht? . . . Und weiter?“

„Auch das Geld für die Niederlassung in China wurde bewilligt.“

„Was wollt Ihr denn in China? Wenn ich recht unterrichtet bin, ist die Situation der Deutschen in Europa doch wohl nicht so, daß es für sie empfehlenswerth wäre, im fernsten Osten Abenteuer zu suchen. Unser

ernstestes Streben ging stets dahin, die Fläche nicht zu verbreitern, auf der eine Reibung mit Rußland möglich werden könnte. Und Ihr legt Macht, Ansehen und Geld in Asien fest, wo Ihr Euch entweder mit den Russen brouilliren oder zu willenlosen Vasallen des Zarenreiches werden müßt, das über kurz oder lang da hinten mit England um die Weltherrschaft zu kämpfen haben wird. . . . Hast Du vielleicht noch andere Thaten des mit dem allerhöchsten Dank heimgeschickten Reichstages zu melden?"

„Dem Fürsten Bismarck wollten wir nicht zum Geburtstag gratuliren, aber nicht etwa, weil er uns, sondern, weil er den Monarchen gekränkt hatte.“

„So . . . Na, mein Sohn: wenn Euer ganzer Reichstag, Mann für Mann, um die Dynastie und auch um den jetzigen Träger der Krone sich nur ein Tausendstel des Verdienstes erworben hätte, das sie und er dem alten Bismarck zu danken haben, dann könntet Ihr Herren wirklich stolz sein. Dem also habt Ihr nicht gratulirt? . . . Und Du trägst ja sogar Orden?“

„Einen habe ich für meine Abstimmung über die Militärvorlage.“

„Dafür giebt es heutzutage Orden? Sonderbar . . . Nun, ich habe von Euren Thaten einstweilen genug gehört. Alles Uebrige wird Dir rechtzeitig auf dem Dienstwege eröffnet werden.“

. . . Um den Frackträger hatte sich eine Viertelstunde später eine Gruppe gebildet. Der Dienstanzug war mit der Kasernenkleidung vertauscht, die Stimmung heiter und ihr erstes Opfer natürlich der verschüchterte Volksvertreter mit dem erloschenen Mandat und dem erstaunt schweifenden Auge. Förmlich Spiehruthen mußte er durch die Reihen der Frager laufen. Endlich, als er schon Ruhe zu finden hoffte, kam noch ein kleiner, ruppiger Engel im geflickten, fleckigen Hemd, pflanzte sich vor ihn hin, legte die mageren Arme verschränkt auf den Rücken, unter die zerzausten Flügel, und fragte mit frech glänzender Miene: „Habt Ihr den armen Leuten auch Brot verschafft?“

\* \* \*

Aus den Fenstern des Weißen Saales im alten Spreeschloß strahlte schon lange kein Lichtschein mehr. Im Osten graute der Tag und aus der fahlen Dämmerung, die Straßen und Plätze färbte, trat in leuchtender Weiße nur das Denkmal des alten Kaisers hervor. Der verschlafene Genius sah auf die Rathhausuhr, um zu erkennen, ob er seinen Dienst wieder antreten müsse, die Victorien kletterten auf die glatten Kugeln und die Löwen schüttelten gähnend die Mähnen. Auf den Steinstufen aber, wo der Friede eben den Schlaf aus den Augen rieb, kroch ein fröstelndes Menschenkind auf allen Vieren umher und suchte angstvoll den Orden, der während des lagenjämmerlichen Schlummers dem Knopfloch des zerknitterten Fracks entglitten war.

## Nietzsches Nachlaß.

Als Friedrich Nietzsche im Jahre 1888 erkrankte, waren seine Werke nur einem engen Kreise vertraut. Man darf es Georg Brandes nie vergessen, daß ohne seine Vorlesungen, durch die das ganze junge Skandinavien revolutionirt wurde, und noch mehr ohne den in der Deutschen Rundschau veröffentlichten Aufsatz — man kann ihn, mit einigen kleinen Verbesserungen, in dem geistvollen Sammelbände „Menschen und Werke“ nachlesen — Nietzsche auch in Deutschland sicherlich später und weniger tief eingedrungen wäre. Jetzt besteht eine starke Neigung, die nordische Invasion vom Anfang der neunziger Jahre in lächerlicher Parvenuvergeßlichkeit als Nebensache hinzustellen. Das Wenige aber, was in unserer jungen Literatur überhaupt von Werth ist, verdankt sein Dasein jener Invasion, deren kühlter und luftreinigender Hauch nur leider allzu früh durch jenen Klein-Leute-Symbolismus erstickt wurde, dessen widerliches Parfum, halb Njang Njang, halb now mown hay, unsere ganze Kunst schlecht riechen läßt. Das Bekanntwerden Nietzsches auch in weiteren Kreisen als denen der Leute, die durch Zufall mit seiner Person seine Werke zum Theil kennen gelernt hatten, scheint mir die bedeutendste Folge jener skandinavischen Invasion zu sein. Die Wirkungen dieses Bekanntwerdens abzumessen, ist heute und in den nächsten fünfzig, vielleicht hundert Jahren unmöglich. Wir können nur erkennen, daß aus unserem geistigen Leben, so weit es überhaupt in Betracht kommt, Nietzsche nicht mehr gut weggedacht werden kann. So tief hat er seine Furchen gezogen, der gute Pflüger. Noch sehen wir erst seine grüne Spitze aus schwerer Scholle streben, aber der hohe Sommertag wird kommen, an dem wir die Ernte vieler unruhigen und harmvollen Jahre unter Festesgefängen hereinbringen wollen. Dann wird auch von dem guten Pflüger gesungen werden, dessen starke Hand so tief die Furchen der neuen Kultur gezogen.

Ein günstiger Stern hat dem Werke Nietzsches gelauchtet, seit dem Tage, an dem er erschöpft zusammenbrach. Zu der Zeit, da die jüngere Schriftstellergruppe seinen Namen und seine Schlagwörter, lobend oder schmähend, mißverstand, schrieb Herr Peter Gast seine ausgezeichnet sachlichen und geistvollen Einleitungen zu den neuen Auflagen des Zarathustra, des Menschlichen, Allzumenschlichen und der Unzeitgemäßen Betrachtungen. Als dann später durch ein interessant geschriebenes und mit großem Aufwand modernster Deradencepsychologie à la Szientewicz geschickt arrangirtes Buch eine in ihren

Grundzügen verfehlte Interpretation von Nietzsches Wesen, seinen Wandlungen und seinem System vorbildlich zu werden drohte, wurde dieser Gefahr von den mit dem Nachlaß des Philosophen betrauten Persönlichkeiten auf die sachgemäße Weise begegnet durch Veröffentlichung seiner nachgelassenen Werke und der wichtigsten Dokumente aus seinem Leben. Seine von Frau Förster-Nietzsche verfaßte Biographie, über die an dieser Stelle schon zweimal berichtet wurde,<sup>\*)</sup> hat eine Fülle der inzwischen üppig gewucherten Legenden ausgejätet. Der erste und zwölfte Band des Nachlasses übertreffen in Bezug auf die Bewältigung der größten technischen Schwierigkeiten noch die beiden vorher erschienenen Bände. Die Art, wie, um nur ein einziges Beispiel zu nennen, die Fülle der Vorarbeiten und Brouillons speziell zu den nicht mehr ausgeführten Theilen des Zarathustra gesichtet, geordnet und verbunden sind, ist hoher Bewunderung werth.

Der erste Band wird durch die Vorarbeiten und Nachträge zum „Menschlichen, Uzmenschlichen“ eröffnet. Es sind im Allgemeinen die selben Themen, die im zweiten und dritten Bande durchgeführt sind, nur klingt Alles um eine Nuance wärmer und persönlicher und ab und zu unterbricht ein intimstes Geständniß, sei es eines Zustandes oder einer Hoffnung, die Gedankenreihe: „Zwischen drei Begabungen die mittlere Linie finden — mein Problem.“ Noch bedeutsamer ist die folgende Andeutung: „Ich will den Menschen die Ruhe wiedergeben, ohne welche keine Kultur werden und bestehen kann. Eben so die Schlichtheit. Ruhe, Einfachheit und Größe!“ Das große Fragezeichen der letzten Jahre Nietzsches, der Gedanke der ewigen Wiederkunft, ist schon zu dieser frühen Zeit vorbereitet: „Von der Todesfurcht zu erlösen, ist vielleicht das eine Mittel: ein ewiges Leben zu lehren; ein anderes sicheres jedenfalls: Todesverlangen einzulösen.“ Dazwischen stehen Tagebuchnotizen von inniger Sachlichkeit, in denen der Dichter Nietzsche zum Wort kommt; Manches könnte bei Sturm oder bei Stifter stehen, so zart und lebendig sind hier die stummen Worte: „Es war Abend, Tannengeruch strömte heraus, man sah hindurch auf blaues Gebirge, oben schimmerte der Schnee. Blauer, beruhigter Himmel darüber aufgezogen.“ Oder: „Eine Prozession am Frohnleichnamsfest, Kinder und alte Männer brachten mich zum Weinen. Warum?“ „Eine alte Stadt, Mondschein auf den Gassen, eine einsame männliche Stimme — Das wirkt, als ob die Vergangenheit leibhaftig erschienen sei und zu uns reden wollte — das Heillose des Lebens, das Ziellose aller Bestrebungen, der Glanz von Strahlen herum, das tiefe Glück in allem Begehren und Vermissten: Das ist ihr Thema.“ „In der sommerlichen Nachmittagsstille, wenn die Wanduhr vernehmlicher spricht und die fernen Thurmglocken einen

\*) S. „Zukunft“ vom 26. Dezember 1895 und 10. April 1897.

tieferen Klang haben . . .“ „Schläfrig und zufrieden, wie die Sonne in den Gassen einer kleinen Stadt am Feiertage . . .“ „Der schöne Ernst: schwarze Seide, mit rothen Fäden gleichmäßig durchspinnen, ein gedämpftes Leuchten.“

Es folgen lange Auseinandersetzungen mit Schopenhauer, noch längere mit Wagner. Für die Stellung Nietzsches zu beiden Männern ist es bedeutsam, daß er immer wieder, zu allen Zeiten seines Lebens, einen Drang hat, mit ihnen abzurechnen. Dabei ist vielleicht ein Zug hervorzuheben, der dem ganzen Denken Nietzsches eigenthümlich ist: wenige große Männer haben ihre Erlebnisse so intensiv „erlebt“. Was Nietzsche eigentlich an Schicksalen, Personen, Büchern, Kunstwerken erlebt hat, ist nicht viel; die Intensität aber, mit der er diese Erlebnisse verwerthete, ist außerordentlich. Er ist unvergleichlich in seiner Lebensführung. Er schafft sich Horizonte, mit denen er sich bewußt abschließt, um in Stille zu reisen, hierin Goethe verwandt. Man darf wohl überhaupt vermuthen, daß die tiefe Sympathie für Goethe, die durch alle Schriften Nietzsches hindurchgeht, seinem Wesen, seiner Gesamtnatur galt, weniger seinen Werken, — eine Schätzung, die allerdings heutigen Begriffen schnurstracks zuwiderläuft, aber dennoch richtig ist. Jedes Werk ist am Ende genau so viel werth wie der Mann, der es gemacht hat. Die Werke sind zweiten Ranges; Anmerkungen sind sie nur zu dem wundervoll tief-sinnigen Text des Lebens, nützlich und oft ergötlich zu lesen. Schade, daß wir sie brauchen. Nietzsche deutet diese Ansicht einmal an, wo er von Lessing spricht, „dessen intellektuelle Bedeutsamkeit sich hoch über jede seiner Schriften, jeden seiner dichterischen Versuche erhebt.“ So ist es schließlich bei jedem großen Mann. Bismarck wäre genau der Selbe, wäre er sein Leben lang Reichshauptmann geblieben: er wäre nicht groß, wäre er es nur durch seine Gründung des Reiches. Der große Mann zieht die großen Ereignisse an wie der Magnet die Eisensplitter; er trägt Früchte, wie ein Baum, mit Nothwendigkeit. Das erheiternde Gezeiter, ob Shakespeare Shakespeare oder ob Bacon Shakespeare gewesen sei, ist in dieser Hinsicht sehr belehrend: unser Begriff von Shakespeare wird um kein Haar anders, ob wir uns sein curriculum vitae so oder so denken. Könnten wir von Hamlet und Lear nur die Namen, — wäre dadurch unsere Kenntniß von dem innersten Kern seiner Persönlichkeit verringert?

Nietzsches erste Anhänglichkeit und spätere Kriegserklärung an Wagner sind recht verschieden beurtheilt worden. Um's Jahr 90 war man noch geschwind fertig: Nietzsche ist von Wagner abgefallen. Damals war es, wo Peter Gast gereizt das kühne und richtige Wort hinschrieb: Wenn überhaupt hier mit dem wenig korrekten Ausdruck „Abfall“ operirt werden muß, so ist nicht Nietzsche von Wagner, sondern Wagner von Nietzsche abgefallen. Durch den zweiten Band der Biographie und durch die ersten beiden Bände des

Nachlasses ist vor Allem die Legende endgiltig zerstört worden, daß Nietzsche in seinem Erstlingswerke gewissermaßen nur der Handlanger eines erhabenen Willens gewesen sei. Man lernte jetzt auch den „Fall Wagner“ besser lesen; man sah die zornige Liebe, mit der diese wuchtigen und eleganten Streiche geführt sind; man errieth die langen, schmerzlichen Erfahrungen, die dieses Werk eines souverainen Hohnes gereift hatten. Auch der erste Band bringt Aufzeichnungen aus dem Jahre 1878, von der seltsamen Verebtheit, die Alles durchströmt, was Nietzsche über Wagner geschrieben hat: „Alle ‚Ideen‘ Wagners werden sofort zur Manie, er wird durch sie tyrannisiert. Wie sich nur ein solcher Mann so tyrannisieren lassen kann! Zum Beispiel durch seinen Judenthass. Er macht seine Themata wie seine ‚Ideen‘ tot durch eine wüthende Lust an der Wiederholung. Das Problem der übergroßen Breite und Länge, — er plagt uns durch sein Entzücken.“

„Was aus unserer Zeit drückt Wagner aus? Das Nebeneinander von Hoheit und zartester Schwäche, Naturtrieb-Verwilderung und nervöser Ueberempfindlichkeit, Sucht nach Emotion aus Ermüdung und Lust an der Ermüdung.“ „Schwärmerische mädchenhafte Empfindungen von sogenannter Seligkeit, Träume von bekehrten und geretteten Wüstlingen, Treue bis zum Sprung ins Wasser; und der Geliebte selber etwas Furchtbares, Unheimliches, ein Mann unbekannter Unthaten, aber der Uebelthäter ohne Schuld, der zugleich ein verkappter Gott und Prinz ist, Alles in sehr reizvoller Natur —: Das sind jetzt die Erholungen des eisernen Deutschlands. Böse Harmonien, wüthende Rhythmen und unsägliches chromatisches Jammern, der Wechsel aller Tonarten als Sinnbild der Unbeständigkeit aller Dinge unter dem Monde, — so wird die Wirklichkeit beschrieben.“ „Ich habe den Mann geliebt, wo er wie auf einer Insel lebte, sich vor der Welt ohne Haß verschloß, — so verstand ich es! Wie fern ist er mir geworden, so wie er jetzt, in der Strömung nationaler Gier und nationaler Geschäftigkeit schwimmend, dem Bedürfnis dieser jezigen, durch Politik und Geldgier verblödeten Völker nach Religion entgegenkommen möchte! Ich meinte ehemals, er habe nichts mit den Jezigen zu thun, — ich war wohl ein Narr!“

Gegenüber der jetzt herrschenden maßlosen Ueberschätzung Emersons findet sich ein sehr gutes Wort über die jedem einigermaßen empfindlichen Geschmack schwer erträgliche Art dieses Schriftstellers, Gedanken zu formen: „Durch Jean Paul ist Carlyle zu Grunde gerichtet und zum schlechtesten Schriftsteller Englands geworden: und durch Carlyle wieder hat sich Emerson, der reichste Amerikaner, zu jener geschmacklosen Verschwendung verfahren lassen, welche Gedanken und Bilder händevoll zum Fenster hinauswirft.“ Man hat die Geschmacklosigkeit nicht gescheut, Emerson gegen den „Aphoristiker“ Nietzsche auszuspielen, Emerson, von dem jede einzelne Schrift sich in lauter

winzig kleine Sägchen zerlegen läßt, die alle recht hübsch und geistreich sind, aber mit der Tiefe nur spielen, nach der Größe nur langen und fast alle in einer süßlich und sad schmeckenden mythischen Brühe schwimmen.

Im ersten Bande finden wir auch eingehende Paralipomena zur „Morgentröthe“. Sie tragen das eigenthümliche Doppelantliq, das diesem unter Nietzsches Werken verhältnißmäßig unbekanntem Buch eignet: nicht mehr die gemessene Kühle, die fast feindselige Reugier, die starre Einsamkeit des „Menschlichen, Allzumenschlichen“, aber auch noch nicht das stille Entzücken, die schimmernde Laune, der sprühende Geist der „Fröhlichen Wissenschaft“. Wie die Falten eines lichten grauseidenen Kleides rauschen die Aphorismen der „Morgentröthe“, eines feinen und schlichten Kleides, das eine hohe, durch einen geheimen Schmerz und eine heimliche Seligkeit zugleich verklärte Frau trägt. Die ganze Entwicklung Nietzsches von seinen Anfängen an mag vielleicht mit einem Alpenübergang von Nord nach Süd, etwa über den Gotthardpaß, verglichen werden: in den Schriften seiner ersten Zeit ein zackiges Pathos, mit vielen malerischen Beduten und seltsam wechselnden Beleuchtungen, Alles noch sehr deutsch und nordisch, im Hintergrunde bald silbern schimmernde Gletscher, bald böse und arg tückisch blickende Felsköpfe. Einsamer und öder wird der Weg, so wie die Welt ganz entzaubert zu sein scheint hinter Göschenen. Zwischen starren und steilen Wänden geht der Wanderer steinige Pfade, kein grüner Baum winkt mit traulichen Wipfeln, nur eine Menge sehr kalter Quellen rinnen in engen Runsen in ein unendlich schweigsames, einsames Thal. Die geheimnißvolle Schönheit, von der auch die Werke jener mittleren Zeit überglänzt sind, gleicht jener traurigen Schönheit des seltsamen baumlosen Thales von Andermatt, wo sich sanfte Matten weiten in der herben Farbe eines Frühlings, dem nie ein Sommer folgt. Sie gehen weiter, der Wanderer und sein Schatten, bis zur Passhöhe, wo die Landschaft nur mehr drei Farben hat, — das unmenschliche Stahlblau des Himmels und der kleinen Seen, die blendende Weiße der Firnen, das drohende Grau der Felsen. Doch kaum geht es abwärts durchs Val Tremola, so strömt bei einer Biegung des Weges als erster Gruß des Südens ein Meer von Sonne herein; bald stehen weitausladende Kastanien an der Straße; die rührende Schönheit ruhiger Bergzüge, des triumphirend seinem Ziel zustürzenden zauberhaft grünen Ticino, der unendlichen Bläue leuchtender Seebeden, — all Das macht den Wanderer weinen. Er schreitet weiter, in einem Gefühl tiefer Sicherheit, denn jetzt ist er auf dem rechten Wege; ist der Weg zur Heimath nicht stets der rechte Weg? Der Süden aber ist des Wanderers Heimath. Er geht durch alte schöne Städte und er versteht die herrlich-herrische Sprache ihrer Paläste und weiß sich einer Art mit Denen, die in festlichen Tagen darin gewohnt haben, einer Art auch mit Denen, die die braunen Säulen des Tempels auf-

gerichtet haben. Still steht er nun in ehrfürchtigem Schauder und hohe Hymnen lösen sich von seinen Lippen: „Wenn ich je stille Himmel über mir aufspannte und mit eigenen Flügeln in eigene Himmel flog:

Wenn ich spielend in tiefen Licht-Fernen schwämm und meiner Freiheit Vogel-Weisheit kam: —

Oh wie sollte ich nicht nach der Ewigkeit brünstig sein und nach dem hochzeitlichen Ring der Ringe, dem Ring der Wiederkunft?“ . . .

---

Im zweiten Theile des Zarathustra findet man mehrere seltsame Sätze: „Das aber glauben alle Dichter: daß, wer, im Grase oder an einsamen Gehängen liegend, die Ohren spize, Etwas von den Dingen erfahre, die zwischen Himmel und Erde sind. Ach, es giebt so viele Dinge zwischen Himmel und Erde, von denen sich nur die Dichter Etwas haben träumen lassen! Wahrlich, immer zieht es uns hinan, — nämlich zum Reich der Wolken: auf diese setzen wir unsere bunten Bälge und heißen sie dann Götter und Uebermenschen.“

Ich erwähnte vorhin Nietzsche's Lehre von der ewigen Wiederkunft. Wohlan: ich halte die eben citirten Worte für die beste und bündigste Beurtheilung jener Lehre. Seit ich Nietzsche's Werke kenne und liebe, schien mir immer die Lehre von der ewigen Wiederkunft aller Dinge der wunde Punkt seiner Philosophie. Ich ging daher mit gespanntester Erwartung an die Lecture der Abhandlung von der „Wiederkunft des Gleichen“, die den zwölften Band eröffnet. Ich bin jedoch enttäuscht worden. Die ersten vier Bücher der Abhandlung schlagen keine Brücke zum fünften, das die Formulirung der Theorie enthält, eine immer energisichere und deutlichere Formulirung, gewiß, aber sie läßt Alles vermissen, was sie nur im Geringssten beweise. Aufgebaut auf lauter Fiktionen einer Allkraft, eines Gleichgewichtes, einer Atomistik, einer Zeitunendlichkeit, sucht die Theorie lauter Unzugänglichkeiten mit lauter Unzulänglichkeiten beizukommen. Wie war es möglich, so fragt man sich staunend, daß dieser eminent scharfe und reinliche Denker, daß der selbe Philosoph, von dem das letzte Buch der „Fröhlichen Wissenschaft“ und das erste von „Jenseits von Gut und Böse“ stammen, daß Nietzsche, der doch sonst logisch-mathematische Trugschlüsse so schonungslos spöttisch ablehnte, gerade diese sonderbare Idee so hartnäckig zu beweisen suchte? Denn Das erscheint mir unbedingt sicher, daß Nietzsche nicht auf dem Wege logischer Schlussfolgerung zu dieser Theorie gekommen ist, sondern daß er den Gedanken von der ewigen Wiederkunft, der im August 1881 in ihm aufblühte, erst später, so gut es eben ging, zu stützen und zu beweisen trachtete. Vorbereitet war der Gedanke übrigens längst: neun Jahre früher schon finden wir Aufzeichnungen, „Erkenntniß-

theoretisches“, über Raum- und Zeitbegriff, die zu dieser letzten Konsequenz führen konnten. Vielleicht ist Konsequenz hier nicht der richtige Ausdruck. Ich kann nicht umhin, diese Theorie, so wichtig sie Nietzsche selbst erschien, so tiefe Entzückungen und zarteste Schauer sie ihm gab, für etwas Nebensächliches in seiner Philosophie zu halten. Ich vermisse ihre Nothwendigkeit. Sie könnte eben so gut nicht da sein. Nicht ein Steinchen fällt vom wundervoll steilen und ragenden Bau dieser Philosophie, wenn wir diese Theorie wegnehmen; der Berg bleibt da, schlank, stolz und schön. Für Nietzsche allerdings fällt etwas Anderes mit dieser Lehre: die Beleuchtung, der Hintergrund, der grandiose Ewigkeitaccent des Zarathustra: ihm war dieses sein liebstes, sein tiefstes Buch mit den diamantenen Schönheiten seines Stils unzertrennlich von der zauberischen Befeligung, die die Lehre von der Wiederkunft darüber ausgoß. Sie ist erst der tiefe, satte, glühende, goldig purpurne Hintergrund für Zarathustra in Nietzsches Auffassung. Auch in der unseren? Ich glaube: nein. Nietzsches Lebenswerk ist un bloc im Punkt der psychologischen Nothwendigkeit: da ist Alles organisch, geworden und gewachsen. Etwas Anderes ist jedoch die intellektuelle Nothwendigkeit. Man kann sehr gut, man muß wohl von seiner Philosophie den einen Satz acceptiren, den anderen ruhig ablehnen. Wir lieben Nietzsche. Aber was liegt an Nietzsche? Wir lieben Zarathustra. Wir gehen seinen Weg, so lange er unser Weg ist. Aber nicht einen Schritt länger. Gerade weil wir in aller Fröhlichkeit und Innigkeit sagen können: „Das ist Dein Weg. Das dort der unsere. Lebe wohl!“ — gerade deshalb glauben wir, Schüler nach seinem Herzen zu sein, nach diesem tapferen, stolzesten, freisten Herzen.

Wenn Nietzsche, wie er es in dieser Abhandlung thut, auf jede Weise seine Ansicht von der Wiederkunft beweisen will, so zeigt auch er, der souverainste Geist, sich jener gefährlichen Stimmungslage unterthan: „Der Gedanke, der mich so erhebt, hinreißt, der die Vorhänge fernster Zukünfte zurückschlägt und die ungeheuersten Möglichkeiten dahinter aufdämmern läßt, — der Gedanke muß wahr sein!“ Wie gleichgiltig aber, im Grunde genommen, ist es, ob er wahr ist! Was ginge er uns an, seine Realität zugestanden, uns, in deren Macht es absolut nicht stünde, wiederzukehren oder nicht wiederzukehren? Dieses Leben noch einmal oder ein Wenig anders oder ganz anders zu leben? Denn, wie Nietzsche auch selbst zugiebt, die unendliche Wiederkehr in der Zukunft schloße ein unendlich oftmaliges Wiedergekehrtssein in der Vergangenheit in sich, also daß der selbe Augenblick unendlich oft im großen Jahr des Werdens wiederläme, wie er auch schon unendlich oft dazugewesen wäre. Damit fällt aber, was Nietzsche das „größte Schwerkgewicht“ nennt; die Frage: „Möchtest Du Das, was Du jetzt thun wirst, noch unendliche Male wieder thun?“ wird sofort hinfällig. Die ethische Konsequenz

der „Wiederkunft“ würde erst dann zum „größten Schwergewicht“, wenn die jetzige „Welt“ die erste in der Reihe der Wiederkehr wäre, so daß davon, wie wir in dieser ersten Reihe unser Leben gestalten, die ewige Wiederkunft unseres Lebens abhängen würde. Wenn wir genauer zusehen, — worauf läuft denn die Lehre von der Wiederkunft schließlich hinaus? Doch wohl auf eine etwas sonderbare Variante des christlichen Glaubensbekenntnisses: „So wie Du auf Erden Dein Leben gestaltest, so wirst Du auch in der Ewigkeit fahren.“ Sind wir schon einmal dagewesen, so ergibt Das für unser ethisches Verhalten keine Konsequenz, weil dann unser jetziges Dasein bereits fatalistisch determinirt, von unserem bewußten Willensaffekt unabhängig ist. Unsere Stellung zum Dasein ist nicht im Geringsten verändert, da es uns nicht freisteht, mehr oder einen anderen Inhalt hineinzulegen, als wir eben haben und als wir sind.

Was aber will es nun eigentlich sagen, worauf weist es, wenn Nietzsche einen mathematisch-physikalischen Mystizismus als Grundbaß und Orgelpunkt seiner Philosophie in feierlicher Tiefe brummen läßt? Wäre die Wiederkunftlehre sein Parfüm? So daß der „Fall Nietzsche“ am Ende eben so amusant und kurios zu beschreiben wäre wie der „Fall Wagner“? Ich möchte die Frage verneinen. Nietzsche ist Mystiker aus Ueberfluß, Wagner aus Armuth an Lebenswillen, Nietzsche ein sinnender Siegfried, der dieses herrlich-herrische Heldendasein, nachdem es ja leider unabänderlich durch den Tod abgeschnitten wird, nun doch wenigstens unzählige Male leben möchte, unzählige Male den Lindwurm erlegen, aus Flammen und lodender Lohe unzählige Male Brännhilden sich holen, unzählige Male auch den bitteren Tod sterben, nach übermüthigem Jagen, am traulichen Waldesbrunnen; Wagner ein grübelnder Tristan, der gerade dieses Dasein als Schuld im metaphysischen Sinne empfindet und Eins nur ersehnt: sein Verhauchen „in des Weltathems wehendem All“. Noch immer sehen wir an den königlichen Thoren der großen Kultur als Wächter einen feierlich begehrenden, triumphirend des Individuums Unendlichkeit und Ewigkeit in irgend welcher Form postulirenden Mystizismus. Auch Nietzsche, der große und gute Pflüger und Sämann, hat noch einen Trank dieses berauschtenden Weines in die tiefen Furchen geopfert, die sein blühend blanker Pflug gerissen hatte.

Es sei gestattet, noch eine unmaßgebliche Hypothese über einen physiologischen Faktor vorzubringen, der, neben vielen anderen Faktoren, vielleicht zu den Voraussetzungen gehört, unter denen das Reimen der Wiederkunftsidee überhaupt erst möglich wird. Nietzsche scheint viel stärker und viel öfter als die meisten Menschen von einem gewissen, ganz sonderbaren und schwer zu beschreibenden Gefühl befallen worden zu sein, das jener geheimnißvollen Sphäre wacher Traumzustände angehört. Man geht z. B. durch eine stille, sehr sonnige Gasse, — plötzlich wird man sich selbst auf eine unerklärliche

und unheimliche Weise fremd, man verliert beinahe das Bewußtsein der Identität, es fliegt wie der beängstigende Schatten einer Wolke über eine grell beleuchtete Landschaft, ein Husch . . . und Alles ist vorüber. Was man aber in solchen Augenblicken mit fabelhafter Schnelligkeit und Wucht erlebt, ist außerordentlich sonderbar: wie starrt mich diese weiße Wand so fremd-vertraut an? Bin ich nicht schon durch diese sonnige Gasse einmal gegangen? Ich kann mich aber nur mehr ganz unterirdisch sozusagen daran erinnern: es muß doch vor einer Unmenge von Jahren gewesen sein! Aber was ist denn Das? Was habe ich denn da gerade für einen Ton gehört? Es war ein ganz bestimmter Ton, aber ich kann nicht sagen, ob der einer Geige oder einer Glocke oder einer Stimme. Aber ich muß diesen Ton schon einmal gehört haben, genau diesen Ton; vermuthlich damals, als ich zum ersten Male durch diese sonnige Gasse gegangen bin. Oder habe ich diese Gasse nur im Traum gesehen? In einem jener Träume, aus denen man mit dem geradezu schreckhaft deutlichen Gefühl aufwacht, etwas ganz Sonderbares erlebt zu haben; dann quält man sich ab, sich den Traum ins Gedächtniß zurückzurufen, — umsonst: es ist wie ein eiserner Vorhang dazwischen; dahinter aber ist der Traum, ist das Erlebnis, das Geheimniß, das uns lockt und vor uns flieht und uns narrt und halb verrückt macht. . . Eine Stelle im dritten Theil des Zarathustra (im Gespräch mit dem Zwerg) scheint darauf hinzuweisen, daß schattenhafte Vorstellungen dieser Art dem Gedanken von der Wiederkunft nicht fremd sind.

In einem Briefe Flauberts an George Sand steht eine höchst merkwürdige Stelle, die hierher gehört: „Ich empfinde durchaus nicht, wie Sie, dieses Gefühl eines beginnenden Lebens, das überwältigte Erstaunen der frisch erblühten Existenz. Mir scheint es im Gegentheil, daß ich immer existirt habe; meine Erinnerungen reichen bis zu den Pharaonen hinauf. Ich sehe mich selbst ganz deutlich zu ganz verschiedenen Zeiten verschiedener Beschäftigung obliegen und in sehr unterschiedlichen Vermögensverhältnissen. Meine jetzige Individualität ist das Resultat meiner früheren Individualitäten. Ich bin Barkenschiffer auf dem Nil gewesen, Kuppler in Rom zur Zeit der punischen Kriege, dann ein griechischer Rhetor in der Suburra, wo mich die Wagen beinahe gestreift hätten. Ich bin im Kreuzzug an der Küste Syriens liegen geblieben, weil ich zu viel Trauben geschmaust hatte. Seeräuber war ich schon und Klosterbruder, Seiltänzer und Kutscher. Vielleicht auch schon Kaiser vom Morgenlande. Vieles würde sich erklären, könnten wir unsere wirkliche Genealogie. Denn müssen sich nicht die selben Kombinationen wieder und wieder reproduziren, nachdem die Elemente, aus denen ein Mensch entsteht, begrenzt, beschränkt sind?“ Die Form, unter der die Idee bei Flaubert sich äußert, ist ziemlich grotesk; er arrangirt seine subliminäre Genealogie,

kostümirt sie à la Salambo; seine Aeußerungen sind scherzhaft übertrieben, gewiß; ihre Voraussetzungen aber sind sehr ernst. Es wäre interessant, alle Dokumente, die über solche sonderbaren Dinge bei Künstlern und Schriftstellern zu finden sind, zu sammeln. Man könnte zu bedeutungsvollen Aufschlüssen über jene geheimnißvolle Welt gelangen, die Herr Professor Haussegger in Graz „Das Jenseits des Künstlers“ getauft hat.

Aber weder metaphysisch-kosmologische Trugschlüsse noch komplizirte physiologische Vorgänge reichen aus zur Motivirung des Entstehens der Wiederkunftsidee und der Energie, mit der sie Nietzsche verkündete. Die underground-Zustände und ihre Deutung spielen bei ihm eine Rolle von größter Wichtigkeit. An der Eingangspforte seiner Schriften steht die „Geburt der Tragödie“, eine Interpretation des Traumes und des Rausches ins Künstlerisch-Religiöse; an ihrem Ausgang der Gedanke der ewigen Wiederkunft, eine Sublimirung eines physiologischen Zustandes ins Metaphysische; dazwischen bald da, bald dort tiefe und geistvolle Andeutungen über diesen Gegenstand; ein Werk „zur Physiologie der Aesthetik“ ist geplant; Instinktstärke, Instinktarmuth werden termini für aufsteigendes und niedergehendes Leben. Damit aber diese unbekanntenen Mächte des Lebens überhaupt eine so große Rolle in der Philosophie Nietzsches spielen konnten, — was für ein Typus Mensch mußte er sein? Er sagt es uns ja selbst: „Ein Decadent, der Das begreift, der sich dagegen wehrt.“ Der instinktive Mensch philosophirt nicht über die biologische Funktion der Instinkte; Zarathustra schreibt keinen Zarathustra. Der bloße Decadent weiß nichts von diesen Problemen; daß hier überhaupt Probleme vorliegen, kann Einer nur erleben, erleiden, an sich, am eigenen Leibe. Er muß „einen Widerspruch der Werthe physiologisch darstellen, muß zwischen zwei Stählen sitzen“; Beides muß er kennen, die wundervoll-mächtige Sicherheit der Instinkte und ihre Aberration. Deren Ursachen können sehr verschieden sein, die starken und tiefen Instinkte dagegen können nur das zurückgepartete und zurückgehaltene Erbtheil der Ahnen sein, „das Schlussergebniß der akkumulirten Arbeit von Geschlechtern.“ Und damit sind wir wieder an einem entscheidenden Punkte.

Man hat, wie mir scheint, die Thatsache, daß Nietzsche sowohl von väterlicher wie mütterlicher Seite her aus Pastorenfamilien stammt, bisher meist falsch ausgelegt; man hat, so oft man diese Thatsache mit der Rücksichtslosigkeit seiner späteren Ansichten zusammenbringen wollte, gern einen grammatischen Schnitzer gemacht, indem man glaubte, den Nebensatz mit „obgleich“ einleiten zu müssen, da doch „gerade weil“ viel richtiger gewesen wäre. Ich halte die Lehre von der Wiederkunft, das Pathos der letzten Schriften und noch manches Andere bei Nietzsche lediglich für eine besondere Art von religiösem Atavismus (auch viele seiner moralistischen und sozialen Ansichten gehören

hierher). Man lese einmal die Worte, mit denen ihn sein Vater bei der Taufe begrüßt: „Du gesegneter Monat Oktober, in welchem mir in den verschiedenen Jahren alle die wichtigsten Ereignisse meines Lebens geschehen sind: Das, was ich heute erlebe, ist doch das Größeste, das Herrlichste, mein Kindlein soll ich taufen!“ Ist Das nicht ein Thema von Diabelli, über das Beethoven seine kolossalen dreihundertdreißig Variationen schreiben wird? Ist es nicht bedeutsam, wie hier beim Vater schon das Motiv der Prädestination hereinspielt? Es ist wohl als sicher anzunehmen, daß Nietzsches Vorfahren schon den Uebergangszoll gezahlt hatten über die Brücke zur Musik, von der er sagt, „wessen Gedanken nur einmal sie überschritten hätten, Der komme nicht davon ohne ein Stigma auf allen seinen Gedanken.“ Er hat es auch recht gut gemußt, wie viel von Vordäterart in ihm mächtig war und Ausdruck fand, er hat es auch selbst gestanden: „Es ist aus der Seele eines Menschen nicht wegzumischen, was seine Vorfahren am Liebsten und Beständigsten gethan haben“; es folgen einige neutrale Beispiele, dann aber, wenn auch von den wenigsten Lesern bisher bemerkt, wird der „Fall Nietzsche“ konstatiert: „oder ob sie endlich alle Vorrechte der Geburt und des Besizes irgendwann einmal geopfert haben, um ganz ihrem Glauben — ihrem ‚Gott‘ — zu leben, als die Menschen eines unerbittlichen und zarten Gewissens, welches vor jeder Vermittelung erröthet.“ Nietzsche spielt hier offenbar auf eine alte Tradition in seiner Familie an: „Man hat mich gelehrt, die Herkunft meines Blutes und Namens auf polnische Edelleute zurückzuführen, welche Niessky hießen und vor mehr als hundert Jahren ihre Heimath und ihren Adel aufgaben, unerträglich, religiösen Bedrückungen endlich weichend.“ Stärker und deutlicher noch ist das Geständniß in dem Kapitel aus Zarathustra „Von den Priestern“: „Aber mein Blut ist dem ihren verwandt; und ich will mein Blut auch noch in dem ihren geehrt wissen.“

Es sei gestattet, die priesterlichen Anschauungen und Instinkte, die so oft bei Nietzsche die Träger bestimmter Ideen sind — es ist manchmal nicht leicht, sie unter ihren Bekleidungen zu errathen —, als sazerdotale Rudimente zu bezeichnen. Wir sahen das Hereinspielen dieser sazerdotalen Rudimente beim Wiederkunftsgedanken; es sei erinnert an das artige, halb scherzhafte Geplänkel, das Nietzsche immer mit der „Wahrheit“ hat — was sich liebt, Das neckt sich —; ist auch Das vielleicht nur eine Maske und Sublimierung jenes Instinktes, den Luther bisher am Größten ausgesprochen hat in der bekannten Formel von der „klugen Hure Vernunft“? Konnte ein anderer Mensch als der Abkömmling von Priestern den Zarathustra schreiben, das hochpriesterliche Buch par excellence, in dem alles sazerdotale in reinsten, höchster, überströmender Weise Gestalt gewonnen hat? Die Sprache Luthers und die poetische Form der Bibel als Grundlage

einer neuen deutschen Poesie: Das ist meine Erfindung." In der selben, bisher unveröffentlichten Vorrede zum Zarathustra steht ein längerer Aphorismus „Unter Künstlern der Zukunft“, in dem Nietzsche diesen Einwand gegen den Stil des Zarathustra im Voraus widerlegt. Man darf aber als sicher annehmen, daß, wer Das thut, kein ganz ruhiges Gewissen hat; es ist immer verdächtig, wenn man sich vertheidigt, bevor man verklagt ist. Der Aphorismus ist übrigens wunderschön, so daß es Einem ordentlich weh thut, indiscrete Fragen nach seinem Zweck zu stellen. Nietzsche vergleicht sich darin, allerdings ohne den Namen zu nennen, mit Peter Gast, „der die Sprache Rossinis und Mozarts wie seine Muttersprache redet, jene zärtliche, tolle, bald zu weiche, bald zu lärmende Volkssprache der Musik, welcher sich aber dabei ein Lächeln ent schlüpfen läßt, das Lächeln des Bewöhnten, Raffinirten, Spätgeborenen, aber ein Lächeln voll Güte, voll Nührung selbst. . . . Vielleicht dürfte man sich etwas Aehnliches auch für die Welt des Wortes versprechen und ausdenken, nämlich daß einmal ein verwagener Dichter-Philosoph käme, raffiniert und ‚spätgeboren‘ bis zum Erzeß, aber befähigt, die Sprache der Volksmoralisten und heiligen Männer von ehedem zu reden, und Dies so unbefangen, so ursprünglich, so begeistert, so lustig, — gerade-  
wegß, als wenn er selbst einer der ‚Primitiven‘ wäre.“ Noch einmal: es thut Einem ordentlich weh, Das Alles, was hier Nietzsche von sich sagt, nicht zu glauben; aber es stand ihm durchaus nicht frei, den Zarathustra in einem anderen Stil zu schreiben, er war auch weit entfernt, über das sacerdotale Gepräge dieses Buches, und sei es noch so discret, ironisch zu denken; so wenig Peter Gast seine Werke in einem anderen Stil schreiben könnte. Wo ein Stil Maske ist, fühlt man es augenblicklich; ich erinnere nur an gewisse allzu geschickte Nachahmer Wagners, Boecklins, Klingers: „Beinahe echt!“ Nietzsche aber war echt; es ist grundsalfch, den Stilisten in ihm vom Denker zu trennen, zwischen dem Künstler und dem Philosophen zu unterscheiden; Zarathustra ist ein nothwendiges Werk, Nietzsche mußte nothwendig Dessen, was Priester in ihm war, künstlerisch Herr werden, der Erbe und Abkömmling von Priestern mußte den Priester in seiner höchsten, großartigsten, verklärtesten Form als Herd und Herrn der neuen Kultur schaffen, einen Typus, in dem das Sacerdotale selbst nach Jahrhunderte langer Decadence — der asketische Priester — wieder Ja sagt zum Leben und es heilig spricht und „alle Dinge menschlich gut abwägt“. Die im zwölften Bande veröffentlichten Theile des Zarathustra lassen diesen Typus in voller Schärfe hervortreten: „Zarathustra im zweiten Theil als Richter. Die grandiose Form und Offenbarung der Gerechtigkeit. . . . Zarathustra III: die große Weiheung des neuen Arzt-Priester-Lehrer-Wesens, das dem Uebermenschen vorangeht. . . . Mit der Genesung Zarathustras steht Caesar da, unerbitt-

lich, gütig: zwischen Schöpfer-Sein, Güte und Weisheit ist die Kluft vernichtet." Stellen dieser Art ließen sich häufen. Die eben citirten sind die prägnantesten. Diese Nachträge zum Zarathustra sind das Werthvollste, was Nietzsche von sich selber gesagt hat. Sie geben uns seinen Begriff von Philosophie und vom Philosophen. Eine kühne und seltsame Art von Philosophie, allerdings, und eine sehr wenig harmlose Art von Philosoph. Ob auch eine neue Art? Herakleitos, Platon, Empedokles, Montaigne, Spinoza, Goethe nennt er selbst als Wesensverwandte. Wir dürfen vielleicht noch die Namen Feuerbach, Laine, Ibsen hinzufügen, um die Reihe etwas vollständiger zu machen.

„Ein Philosoph in dem Sinne, in welchem wir diesen Ausdruck anwenden, war Nietzsche nicht;“ so las ich jüngst im Literarischen Centralblatt. Ach, Du lieber Himmel! Kein Mensch hat Das bisher ernsthaft behauptet; der Gedanke, ihn zum „Klassiker der Philosophie“ zu degradiren, war von erheiternder Harmlosigkeit; er selbst hat sich ziemlich deutlich und energisch verbeten, zu einer Kategorie gerechnet zu werden, unter die sogar noch ein Kant falle. Gewiß, ein auf Metaphysik oder auf die noch modernere Psychophysik dressirter Philosophieprofessor konnte Nietzsche niemals sein; aber man vergesse nicht die Könige über den Kärnern der Philosophie, die wahrhaft freien, rücksichtslosen und genialen Geister, die zusammengehören, die einander hulbigen, über Länder und Jahrhunderte hinweg; denn es ist dafür gesorgt, daß man sie nicht verwechsle. . . .

„Ein Ausichtsberg in unserem Sinne,“ so sprach neulich in der Neujahrsnacht, wo jeglicher stummen Kreatur zwischen Frohlf und Eins die Sprache verliehen wird, das Faulhorn zum Lauberhorn, „ein Ausichtsberg in unserem Sinne ist das Finsteraarhorn nun einmal nicht.“ „Nein,“ wiederholten alle die Anderen, die in ehrfürchtiger Entfernung dem Dialog der Beiden gelauscht hatten, „ein Ausichtsberg in unserem Sinne ist das Finsteraarhorn nicht.“ „Es fährt ja nicht einmal eine Bahn hinauf,“ spottete die Schynige Platte. „Noch schlimmer,“ höhnte das Faulhorn, „es ist nicht einmal ein Hotel oben.“ „Wir,“ sagte das Lauberhorn sehr bedächtig, „wir macht jener Berg überhaupt den Eindruck des Anormalen, Forcirten und Pathologischen; sein Grat ist schlechterdings aphoristischer Natur.“ Und zum dritten Mal klang der verächtliche Hohn der konfessionirten Berge über das schweigsame Grindelwaldgebiet hin:

„Ein Ausichtsberg in unserem Sinne ist das Finsteraarhorn nicht.“

Freising.

Josef Hofmiller.



## Der Prozeß Seidel.

„Nun haben wir aber auch einen Zola-Prozeß!“ hörte man in diesen Tagen in Braunschweig äußern; und da man es mir, als einem Kinde dieses Landes, nicht verdenken kann, daß ich über solche Auszeichnung das Hochgefühl befriedigten Selbstbewußtseins hege, so komme ich gern der Anforderung nach, mich in der „Zukunft“ über den Prozeß zu äußern.

Der Inhalt der Sache ist ja durch die Zeitungen so allgemein bekannt geworden, daß ich mich auf eine knappe Zusammenstellung beschränken kann. Professor Seidel, der in weiten Kreisen als hervorragender Chirurg geschätzte leitende Arzt des hiesigen staatlichen Krankenhauses, hat sich am achten November 1895 das Leben genommen und in einem hinterlassenen Brief an seine Brüder als Grund für diese Verzweiflungsthat bezeichnet, daß er nach der auf Mittheilungen seiner Assistenzärzte beruhenden, vom Ministerium gegen ihn verfügten Suspendirung vom Amt und der Androhung eines von der Staatsanwaltschaft wegen fahrlässiger Tötung gegen ihn einzuleitenden Strafverfahrens, so bestimmt er wisse, daß er aus der eingeleiteten Untersuchung schuldlos hervorgehen werde, doch seine bürgerliche Stellung als zerstört ansehen müsse und nicht länger leben könne, daß er aber seine Brüder bitte, seine Ehre wiederherzustellen. Die Brüder wandten sich an den Professor von Bergmann, der in einem von ihnen veröffentlichten und von vorn herein zur Veröffentlichung bestimmten Briefe die gegen den Verstorbenen erhobenen Vorwürfe als vollkommen hinfällig bezeichnete und gleichzeitig das Verfahren der Assistenzärzte in äußerst scharfen und ehrenrührigen Worten an den Pranger stellte. Die Folge war, daß von der Staatsanwaltschaft gegen die Brüder Seidel ein Verfahren wegen Beleidigung eingeleitet wurde, das, nachdem es mehr als zwei Jahre gedauert hat, jetzt durch ein freisprechendes Urtheil erledigt ist. Die über 20000 Mark betragenden Kosten, jedoch ausschließlich derjenigen der Vertheidigung, sind auf die Staatskasse übernommen worden.

Der Antrag der beleidigten Assistenzärzte, auch gegen den Professor von Bergmann vorzugehen, ist von der Staatsanwaltschaft abgelehnt und eine gegen diesen Beschluß an die Oberstaatsanwaltschaft und das Ministerium gerichtete Beschwerde zurückgewiesen worden. Das selbe Schicksal erfuhr eine weitere, von den Antragstellern bei dem Oberlandesgericht verfolgte Beschwerde, auf die das Gericht sich dahin aussprach, daß freilich die Stellung Bergmanns als Militärarzt kein Hinderniß für dessen Verfolgung bilde, daß aber über die Frage, ob eine Beleidigung von der Staatsanwaltschaft verfolgt werden solle, nur diese Behörde selbst zu entscheiden habe, da es in ihr Ermessen gestellt sei, ob das vom Gesetz erforderte öffentliche Interesse vorliege.

Die von den Assistenzärzten gegen Seidel erhobenen Beschuldigungen

bezogen sich auf dessen chirurgische Thätigkeit und gingen im Wesentlichen dahin, daß er sowohl die Behandlung der Kranken vernachlässigt und dabei einen Unterschied nach der Zahlungsfähigkeit gemacht als insbesondere bei den Operationen nicht die erforderliche Vorsicht und Reinlichkeit beobachtet habe; in zwei Fällen sollte Das sogar den Tod des Kranken herbeigeführt haben.

Uebrigens war der Suspendirung Seidels vom Amt noch ein anderer Vorfall wenige Wochen vorausgegangen, der die hiesigen ärztlichen Kreise in große Erregung versetzt hatte und zweifellos auf den Entschluß Seidels von erheblichem Einfluß gewesen ist. Es hatte nämlich eine Auseinandersetzung zwischen ihm und einem Kollegen über ein persönliches Zerwürfniß dahin geführt, daß Seidel seinem Gegner eine Ohrfeige gegeben hatte, wobei erschwerend in Betracht kam, daß nach Angaben von Zeugen Seidel Das zunächst abgeleugnet und seinen Gegner als Thäter hingestellt haben sollte. Wegen dieses Vorganges hatte der ärztliche Verein eine ehrengerichtliche Untersuchung eingeleitet, als deren Ergebnis man den Ausschluß Seidels aus dem Verein erwartete. Auch das Ministerium hatte sich mit der Angelegenheit beschäftigt, jedoch weitere Schritte bis zum Abschluß des Vorgehens des ärztlichen Vereins ausgesetzt.

Die Assistentenärzte hatten mit ihrem Vorgesetzten schon längere Zeit auf gespanntem Fuß gestanden und sich insbesondere über scharfe Behandlung beklagt. Trotzdem hatten sie die Absicht, wegen der von ihnen angeblich beobachteten Pflichtwidrigkeiten eine amtliche Anzeige zu erstatten, zunächst nicht gehabt, sondern hatten nur in gelegentlichen Privatgesprächen ihrem Tadel Ausdruck gegeben. Ein Mitglied dieser Privatgesellschaft war ein Bruder des mit der unmittelbaren Aufsicht über die Anstalt betrauten Regierungsbeamten; er hielt sich für verpflichtet, seinem Bruder Mittheilung zu machen, der nun die Assistentenärzte amtlich aufforderte, ihre Angaben zu Protokoll zu bekunden. Dieses Verfahren führte dann, wie schon bemerkt, zu der Suspendirung vom Amte, die Seidel von dem Minister mit dem Ausdruck der Hoffnung eröffnet wurde, daß es ihm gelingen werde, sich völlig zu rechtfertigen; bei der Schwere der Anschuldigung erscheine aber bis dahin eine Fortsetzung seiner Amtsthätigkeit nicht zulässig. Nach einer mir von unterrichteter Seite gemachten Mittheilung, die aber in dem jetzigen Prozeß keine Feststellung erfahren hat, soll der Minister bei dieser Gelegenheit Seidel angeboten haben, die Suspendirung durch Nachsuchung eines Urlaubes zu vermeiden, doch sei dieses Anerbieten von Seidel zurückgewiesen worden. Jedenfalls hat vor dem Suspendirungsbeschuß eine Vernehmung Seidels nicht stattgefunden.

Das jetzt ergangene gerichtliche Urtheil führt aus, daß in dem von den Angeklagten veröffentlichten Briefe Bergmanns freilich schwere Beleidigungen der Assistentenärzte enthalten seien, für die an sich die Brüder Seidel verantwortlich gemacht werden müßten, daß aber Diese, da sie die Ehrenrettung

ihrer Bruders beabsichtigten, ein berechtigtes Interesse verfolgt hätten und deshalb nicht zu bestrafen seien, da der hierzu erforderliche Beweis einer Beleidigungsabsicht nicht als geführt angesehen werden könne. Zu den gegen den Verstorbenen erhobenen Beschuldigungen hat das Urtheil keine feste Stellung genommen, sondern nur ausgesprochen, daß das Publikum in dieser Beziehung nach wie vor getheilte Ansicht sein werde; dagegen ist sowohl der gegen die Assistenzärzte erhobenen Vorwurf der Denunziation als hinfällig bezeichnet als auch festgestellt worden, daß das Ministerium völlig sachgemäß gehandelt habe.

Prozesse dieser Art und — deshalb die meisten sogenannten *causes célèbres* — sind, vom Standpunkt des Juristen betrachtet, ein Un Ding, denn ihr Interesse und der Grund, weshalb sie angestellt werden, liegt ganz außerhalb des juristischen Rahmens. Nicht die Verurteilung oder Freisprechung, sondern deren Begründung, ja, mehr noch das bei den Verhandlungen zu Tage geförderte Material bilden den eigentlichen Zweck, um den gekämpft wird. Ob Seidel ein guter oder ein schlechter Mensch war, ob er bei seinen Operationen die gebotene Vorsicht beobachtet, ob er sonst seine Pflicht erfüllt, ob er in seinem Verkehr mit den übrigen Ärzten sich unkollegialisch benommen hat, ob das Ministerium im Recht oder im Unrecht war, als es ihn vom Amt suspendirte: diese und ähnliche Fragen waren die Kernpunkte, die das Interesse an der Verhandlung begründeten und um die sich das Prozeßverfahren als Schale herumlegte. Aber was ging das Alles den Strafrichter an? Der Verstorbene war ja der irdischen Gerechtigkeit entrückt und Totengerichte giebt es heute nicht mehr. Eben so ist der Strafrichter nicht berufen, zu entscheiden, ob staatliche Behörden angemessen gehandelt haben. Zwischen juristischer Form und menschlichem Inhalt bestand deshalb ein klaffender Widerspruch. Er mußte naturgemäß auch zu steten Reibungen zwischen den beteiligten Faktoren führen. Der Vorsitzende wollte sich auf die juristische Seite beschränken und suchte möglichst jede Ueberschreitung dieser Grenze zu verhindern, während umgekehrt die Vertheidigung gerade hier ihre Kraft einsetzte. Zweifellos war die Vertheidigung im Recht. Hätte man Das, was sie verfolgte, nicht gewollt, so hätte man den ganzen Prozeß unterlassen müssen, denn nur in dieser Richtung hatte er ein öffentliches Interesse; und das Ministerium selbst scheint die durchaus zu billigende Absicht gehabt zu haben, diesem öffentlichen Interesse gerecht zu werden. Totengerichte sind allerdings der Form nach abgeschafft, aber der Sache nach unter Umständen nicht zu entbehren.

Man wird sogar den höheren ethischen Zweck solcher Prozesse noch allgemeiner bezeichnen müssen. Nicht Das ist der wesentliche Punkt, daß der Beteiligte verstorben ist, sondern es giebt überhaupt zuweilen Fälle, in denen gewisse Vorkommnisse, die in ihren thatsächlichen Unterlagen dunkel sind, das öffentliche Rechtsbewußtsein in einem Maß erregen, daß die authentische Fest-

stellung eben in Interesse dieses Rechtsbewußtseins unabweislich geboten ist. Wenn deshalb ein anderer Weg nicht zur Verfügung steht, so muß sich die Justiz zur Uebernahme dieser Aufgabe bequemen und kann Das, ohne ihrer Stellung Etwas zu vergeben, sobald sie sich nur zum Bewußtsein bringt, daß es noch ein höheres Recht giebt als das in Paragraphen gefasste und daß gerade dessen Wahrung ihr edelster Beruf ist.

War diese, wie gesagt, von dem Ministerium und der Staatsanwaltschaft beobachtete Rücksichtnahme auf das öffentliche Rechtsbewußtsein ein Lichtpunkt des Prozeßes, so stand ihm dagegen ein tiefer Schatten insofern gegenüber, als in dem Prozeß die natürliche Parteistellung völlig verschoben war. Gewiß waren die Brüder des Verstorbenen die zu dessen Ehrenrettung am Meisten berufenen Personen, aber gerade deshalb hatten sie eine Stellung, die es selbst dann, wenn ihr Standpunkt und ihr Vorgehen sachlich als unberechtigt nachgewiesen wurde, ausschloß, sie zu bestrafen. Sie veröffentlichten den Brief Bergmanns und hatten dazu ein sittliches Recht, da sie ihren Zweck, die Ehrenrettung ihres Bruders, auf keinem anderen Wege als durch das Urtheil einer Autorität vom Range Bergmanns wirksamer erreichen konnten. Aber gerade deshalb, weil Derjenige, der diesen Brief und die in ihm enthaltenen schweren Ehrenkränkungen der Assistenzärzte auch vor dem Strafrichter zu verantworten hatte, eben Bergmann war — und nicht die Brüder Seidel —, hätte auch das Strafverfahren in erster Linie gegen ihn gerichtet werden müssen. Ihn trifft der schwere Vorwurf, auf Grund eines Materials, von dem er wußte, daß es ihm nur von einer der beiden Parteien geliefert war, und mit dessen Einseitigkeit er deshalb rechnen mußte, öffentlich Beleidigungen gegen Personen ausgesprochen zu haben, die er gar nicht kannte und denen er nicht die Möglichkeit der Vertheidigung gegeben hatte. Ihm kam nicht der Rechtfertigungsgrund zu Statten, daß er die Ehre eines Bruders habe retten wollen, und gerade ein Mann in seiner Stellung und von seiner Bedeutung mußte doppelt vorsichtig sein, bevor er eine Ansicht dieser Art öffentlich aussprach. Es ist anzuerkennen, daß Bergmann Alles gethan hat, um den ihm zu Recht gebührenden Platz an der Seite der Angeklagten auch thatsächlich zu erhalten, und es ist völlig unverständlich, weshalb man ihm diesen Platz verweigert hat. Daß das Verfahren nicht gegen Bergmann, statt gegen die Brüder Seidel, gerichtet war, bedeutet den wundesten Punkt in dem ganzen Prozeß, und da man keine sachliche Rechtfertigung finden kann, so ist es begreiflich, daß das Publikum an einen Beweggrund persönlicher Art glaubt, der für das Ministerium einen so schweren Vorwurf enthält, daß ich davon Abstand nehme, ihn hier auch nur anzudeuten. Ich lehne es durchaus ab, mir diesen Vorwurf anzueignen, aber ich muß es bedauern, daß man nicht für angezeigt gehalten hat, die Gründe bekannt zu machen, die

das Vorgehen der Staatsanwaltschaft gegen Bergmann verhinderten, nachdem vom Oberlandesgericht entschieden war, daß seine militärische Stellung kein Hinderniß bot.

Auch in einem anderen Punkte kann ich das Verfahren des Ministeriums nicht als gerechtfertigt anerkennen: im Punkte der Suspendirung Seidels vom Amt. Eine solche Maßregel hat eine doppelte Voraussetzung, zunächst nämlich den dringenden Verdacht einer schweren Pflichtverletzung und zweitens eine mit der ferneren Amtsausübung verbundene Gefährdung des öffentlichen Interesses. Weder die eine noch die andere dieser Voraussetzung lag in ausreichender Weise vor. Möchte man an sich die Assistenten als durchaus glaubwürdige Personen ansehen, so war für die Beurtheilung der Hauptbeschuldigung, nämlich der Verletzung der Regeln der Asepsik und Antisepsik, die Feststellung erforderlich, in welchem Umfange diese Regeln als allgemein anerkannt und deshalb für jeden Chirurgen bindend zu erachten sind. Das war eine medizinische Vorfrage, deren Beantwortung die Zuziehung von Sachverständigen erfordert hätte. Ohne eine solche konnte man ein Urtheil darüber, ob in den angezeigten Handlungen eine Pflichtverletzung zu sehen sei, nicht gewinnen und einen zu der Suspension ausreichenden Verdacht nicht begründen. Aber auch sonst erscheint die sofortige Suspendirung, ohne dem Beschuldigten auch nur die Möglichkeit der Verttheidigung zu gewähren, durch die Rücksicht auf das öffentliche Interesse nicht gerechtfertigt; denn darüber, ob die erhobenen Beschuldigungen auf Wahrheit beruhten, ließ sich ein wenigstens vorläufiges Urtheil in so kurzer Zeit gewinnen, daß bis dahin ein weiteres Amtiren, vielleicht unter gewissen Sicherungsmaßregeln, ohne Bedenken war. Bei einem Manne von der Stellung Seidels hat eine solche Amtsenthebung viel tiefer greifende Wirkungen als bei irgend einem anderen Beamten, denn die Thätigkeit eines Arztes erfordert ein uneingeschränktes Vertrauen; und wenn von der höchsten Stelle des Staates ein Mangel an diesem Vertrauen öffentlich kundgegeben war, so konnte selbst eine spätere Rechtfertigung die einmal eingetretene Erschütterung nicht wieder rückgängig machen. Wäre es Seidel in dem nachfolgenden Verfahren noch so zweifellos gelungen, seine Unschuld zu erweisen, so wäre trotzdem sein Verbleiben im Amt unmöglich gewesen.

Run hatte er, wie seine Freunde behaupten, in der That zunächst die Absicht gehabt, von hier fortzugehen und an einem anderen Orte sich eine neue Stellung zu suchen. Wenn er Das nicht that und vielmehr zu dem verzweifelten Mittel griff, seinem Leben gewaltsam ein Ende zu machen, so darf man sich durch die Rücksicht auf den Verstorbenen nicht abhalten lassen, Das mit voller Entschiedenheit zu verurtheilen. Ein Mann, der Frau und Kinder hat, darf noch weniger als Jemand, der ganz auf sich selbst gestellt ist, den Stürmen des Lebens sich einfach dadurch entziehen, daß er aus ihm

scheidet. Hier aber erforderte außerdem noch die Rücksicht auf die eigene Ehrenrettung das Ausharren. Diese Aufgabe den Brüdern zu übertragen, die nicht entfernt in gleichem Maße dazu im Stande waren, bleibt eine unverantwortliche Handlung. Leute, die den Verstorbenen vor diesem Vorwurf schützen wollen, berufen sich darauf, daß es sich bei ihm um eine Nervenzerrüttung gehandelt habe, bei der eine klare Ueberlegung und freie Willensbestimmung völlig ausgeschlossen gewesen sei. Es liegt mir fern, hierüber ein Urtheil zu fällen, denn es handelt sich für mich gar nicht in erster Linie um die Person Seidels, die ja den meisten Lesern wahrscheinlich bisher unbekannt war, sondern um ein Vorkommniß, das man im Zusammenhange mit einer bestimmten Zeitrichtung betrachten muß, und zwar mit einer solchen, die zu sehr ernstern Gedanken anregt. Daß Selbstmorde heute etwas Alltägliches geworden sind, ist leider eine zweifellose Thatfache; und kaum weniger zweifelhaft scheint es mir, daß sie auf einen einheitlichen Erklärungsgrund zurückzuführen ist: nämlich auf eine gewisse Geistesrichtung, die heute ein immer weiteres Herrschaftsgebiet sich erringt und die ich nicht anders nennen kann als: Mangel an sittlicher Energie. Wer in eine Lebenslage geräth, die ihm un bequem wird und deren Ueberwindung eine starke Anspannung seines Willens erfordern würde, zieht es vor, vom Schauplatz abzutreten und ein Leben aufzugeben, das nach der in weiten Kreisen herrschenden Auffassung ja doch keinen höheren Werth hat und nur so lange lebenswerth ist, wie es uns die liebenswürdige Seite zusehrt. Ich will hier keine Moralspredigt halten, aber es scheint mir doch erforderlich, bei Besprechung eines solchen Falles auf diese Wunde unserer heutigen Zeit den Finger zu legen.

Man hat von einigen Seiten den Fall Seidel als ein Ereigniß darzustellen gesucht, in dem die Unzulänglichkeit kleinstaatlicher Verhältnisse hervortrete; wie mir scheint, mit Unrecht. Ich bin wirklich kein Partikularist, aber ich sehe nicht ein, weshalb ein Vorgang dieser Art nicht eben so gut in einem größeren Staat sich ereignen könnte. Daß ein Wirthshausgespräch von Jemandem, der es anhört, zur Unterlage gemacht wird, um eine amtliche Untersuchung herbeizuführen, hängt mit kleinstaatlichen Einrichtungen nicht zusammen; und wenn der betreffende Beamte die Assistenzärzte ausdrücklich darauf hinweist, sie sollten nur dann ihm amtliche Auskunft geben, wenn es sich nicht etwa um ein Biergespräch handle, sondern sie in der Lage seien, ihre Verschuldigungen zu beweisen, so weiß ich nicht, was daran zu tabeln ist. Wenn ich die Suspension Seidels vom Amt nicht für gerechtfertigt halten konnte, so vermag ich doch nicht einzusehen, weshalb in einem größeren Staate die für eine solche Maßregel zuständige Behörde vor einem ähnlichen Mißgriff geschützt sein sollte.

Weshalb eigentlich der Prozeß Seidel so weite Kreise erregt hat? Ich weiß mir darüber nicht völlig Rechenschaft zu geben. Ich selbst habe ja ver-

sucht, dem Falle einige allgemeine Gesichtspunkte abzugewinnen, aber schließlich liegt doch das Schwergewicht in dem Interesse an der Person Seibels und dieses Interesse kann naturgemäß sich nicht wesentlich über die Grenzen des Herzogthumes Braunschweig hinaus erstrecken, denn, hat er auch unter seinen Fachgenossen eine besonders geachtete Stellung eingenommen, so sind doch diese Kreise nicht groß genug, um die jetzige allgemeine Erregung zu erklären. Der Grund wird also doch wohl in dem tragischen Abschluß liegen. Und so wird man denn eine gewisse Befriedigung aus dem Prozeß mitnehmen dürfen, da er uns die Volksseele von ihrer guten Seite gezeigt und bewiesen hat, daß ein schweres Geschick stets die menschlichen Sympathien erweckt und dem davon Betroffenen die allgemeine Theilnahme zuwendet.

Braunschweig.

W. Kufemann.



## Dante und der Subjektivismus.

**D**ante ist für uns die Verkörperung des Mittelalters; der großartige Bau der triumphirenden Kirche, ihr erbitterter Kampf mit dem kaiserlichen Staat, die Scholastik, die gothischen Städte, ihre junge Freiheit und ihr wilder Parteilampf: das Alles hat in seinen Terzinen den lapidaren Ausdruck gefunden. Und doch sieht Burckhardt in der Göttlichen Komödie den Anfang aller modernen Poesie und doch ist Dante der einzige Dichter des Mittelalters, der bis heute aktuell und modern geblieben ist; ja, wenn wir die Zahl der Leser, der Auflagen, der Kommentare, die Verbreitung und den Einfluß in Betracht ziehen, so ist er in keinem Jahrhundert so gelesen, so geschätzt, so vergöttert worden wie in unserem. Wie kommt Das? Die Antwort ist: Dante ist thatsächlich der modernste Dichter des Mittelalters, denn er ist der subjektivste Dichter des Mittelalters, ja, der erste wirklich subjektive Dichter, der überhaupt existirt hat. Und Das, was die moderne Poesie von der antiken scheidet, ist der Subjektivismus.

Die Schlagwörter dieses Gegenfases sind oft gebraucht, selten untersucht worden. Mit Definitionen kommt man da nicht aus. Wenn die Dichtung, also der Ausdruck der Menschen, anders geworden ist, so muß ihre Anschauungsweise sich geändert haben und das psychologisch grundlegende Moment dieser Aenderung scheint mir das folgende. Die Menschen des Alterthums gleichen den Kindern: die Welt, die sinnlichen Eindrücke überwältigten sie und an eine kritische Prüfung des Eindruckes war nicht zu denken. Es war wohl der ungeheuerste Schritt in der Geistesgeschichte des Menschengeschlechtes, ein Schritt, der erst nach vieltausendjähriger Entwicklung möglich war, als ein kühner Denker die skeptische Frage that: „Ja, sind die Dinge auch wirklich

so, wie wir sie schauen, oder ist diese ganze harte Welt nur ein subjektives Scheinbild, und wenn, was steckt dahinter?" Aber er und alle seine Nachfolger konnten auf das Geheimniß des „Dinges an sich“ nicht kommen und es ging ihnen, wie Columbus, als er Indien finden wollte und Amerika entdeckte: sie gingen aus, das Wesen der Dinge, der Welt, zu finden, und sie entdeckten sich selbst. Mit dem Augenblick, wo der Mensch die Frage that: Entspricht das wirkliche Ding dem Eindruck, den ich davon empfangte, hatte er eine früher unbekannte Zweitheilung vorgenommen, den Gegensatz zwischen Subjekt und Objekt aufgestellt. Und wenn er genauer prüfte, mußte er sich gestehen: „Nur des Eindruckes sind wir gewiß, nicht der Außenwelt“, — und damit war das Grundaxiom des Idealismus aufgestellt, der Mensch war als „das Maß aller Dinge“ entdeckt; das scheinbar Lustigste, Wesenloseste, die Empfindung, erwies sich als das Realere, ja, als das einzig Gewisse, und das bisher unbezweifelte Weltbafsein als ein ungewisser Traum: das Schwergewicht der Existenz war aus der Welt in das Innere des Menschen verlegt.

Das hatten schon Denker des Alterthumes gethan und erkannt; aber es zeigte sich, wie leicht der Gedanke einen Gipfel erklimmt und wie lange es dauert, ehe das Empfindungsleben der Menschheit ihm nachfolgt. Unser inneres Leben wird weit mehr von den sinnlichen Eindrücken als von unserem Denken und unseren Ansichten beherrscht; und ob einzelne Philosophen im Alterthum bereits Subjektivisten waren: die Völker des Alterthums und ihre Kunst blieben objektiv. Was ihnen von außen begegnete, war ihr Lebensinhalt; von außen kam das Schicksal, fest und real, wie das kristallene blaue Himmelsgewölbe, das sie um die Erde sich schließen sahen, „sich selbst“ hatten sie bei der Betrachtung und Darstellung der Welt gleichsam ausgeschaltet oder vielmehr noch nicht bewußt eingeschaltet; und diese gläubige, absolute, unpersönliche Hinnahtnahme und Wiedergabe des Gesehenen ist Das, was Schiller „naiv“ nannte, ist Das, was uns an der Kunst des Alterthumes so fremdartig und zugleich so geheimnißvoll beruhigend anmuthet. Diese Menschen waren noch „eins mit der Natur“, sie waren noch nicht zwiageheitelt, noch nicht zerrissen in ihr Ich und in die Welt; nicht die Reflexion fehlte, sondern das persönliche Element.

Anfänge gab es wohl, aber es waren Spuren, die sich unbewußt ergaben und mit der steigenden Kultur zunahmen. Denn die Kultur individualisirt. Mit dem Ausgang des Alterthumes kam das Christenthum und durch die Verinnerlichung des Menschen, die es mit sich brachte, dadurch, daß es sich so heftig ans Gemüthsleben des Menschen wandte, daß es Jeden an die Erziehung seiner individuellen Seele wies, hat es den Idealismus und mit ihm den Subjektivismus mächtig gefördert. Das Christenthum hat denn auch das einzige wahrhaft subjektive Buch des Alterthumes hervorgerufen: die Bekenntnisse des Heiligen Augustinus. Dann aber kam ein Rückschritt und die Entwicklung brach ab.

Barbaren drangen zerstörend in das alte Kulturgebiet und der ganze geistige Aufbau mußte wieder von vorn angefangen werden. Die sippenhaften Germanen treten beherrschend in die Weltgeschichte ein, Menschen, die kaum im praktischen Leben im Stande waren, ihr Individuum von ihrem Geschlecht und ihrem Stamm zu trennen, wiederum Kinder der Welt gegenüber; und wiederum ward die Poesie objektiv, d. h. unpersönlich, und blieb so bis zum Beginn der neuen Zeit, zum Ursprung der Renaissance.

Spät und allmählich begann jener skeptische Gedanke in der Philosophie herrschend zu werden; ja, er wurde eine Zeit lang zum Dogma übertrieben. Ob er wahr oder falsch sein mag, davon ist hier gar nicht die Rede; es ist auch ganz gleichgiltig; für die Entwicklungsgeschichte des menschlichen Denkens hat er, wahr oder falsch, die ungeheuerste Bedeutung gehabt und steht als ein gigantischer Brenstein zwischen zwei Weltwelten. Er ist auf's geute in seiner vollen Tragweite nur einem sehr kleinen Theil der Menschen zugänglich. Aber seine Wirkungen werden Allen fühlbar. Denn auch unser Denken kommt aus den dunklen Gründen des Völkerseelenlebens und dieser tief einschneidende Zweifelgedanke ist nur der philosophische Ausdruck für die allgemeine Entwicklungsrichtung, die die Menschheit bis jetzt genommen hat: Kritik der Welt und Individualisirung der Menschen.

Wie in tausendjähriger Entwicklung seit den Urzeiten der Einzelne ein Sonderleben zu führen begonnen hat, außerhalb des Stammes und außerhalb der Familie, so begann auch der Einzelne eine bewusste Sonderexistenz gegenüber der Welt —: die geheimnißvolle Trennung von Welt und Ich kam auf. Freilich, jene extreme Lehre: „Nur meine Empfindung ist gewiß, alles Andere mag ein Traum, eine Vorstellung sein“, ist fürs Leben nicht brauchbar. Im Leben — und eben so in der Kunst — ist der sinnliche Eindruck gebieterisch. Aber sie trieb alle denkfähigen Menschen, über sich und die Erscheinungen nachzudenken, und wenn sie auch nicht bis zum Extrem gingen, an dem ganzen Welt-dasein unaufhörlich zu zweifeln und nur sich als gegeben zu nehmen, so mußten sie doch erkennen, daß ihr ganzes Leben auf einer steten Relation des Ich und der Welt beruhe. Das Resultat war eine beständige Untersuchung und Zwietheilung aller Empfindungen, die Erkenntniß, daß alle unsere Eindrücke durch unser eigenes Wesen gefärbt sind, während dieses Wesen umgekehrt durch die empfangenen Eindrücke fortwährend modifizirt wird: der Mensch entdeckte seine Persönlichkeit; er begann, sich für sie zu interessieren und ihre Eigenart und Entwicklung zu beobachten.

Von da an wurde der Ausdruck der Menschheit — also vor Allem auch Literatur und Kunst — subjektiv; früher hatten die Menschen nicht daran gedacht, daß Alles, was sie sahen und hörten, von ihnen selbst irgendwie abhängig sei; jetzt konnten sie gar nicht mehr hören oder sehen, ohne sich gleich

zu erinnern: „Das ist ja nur mein Eindruck; weshalb habe ich gerade diesen Eindruck? Was ist mir Das, was ich schaue, und wie verhalte ich mich dazu?“ Früher hatte der Mensch an sein Ich außerhalb des persönlichen Lebens gar nicht gedacht, jetzt mengte sich sein Ich in alle seine Theoreme, in alle seine Empfindungen und Erkenntnisse und in jeden Ausdruck ein. Nicht, wie Schiller, als er zum ersten Male mit noch unklarem Blick an den großen Unterschied zwischen alter und neuer Dichtung herantrat, meinte, die Natur war ausgetrieben, sondern die Persönlichkeit war eingetreten.

So kam der Subjektivismus in die Welt und er ist herrschend geworden in der Philosophie, in der Ethik, im sozialen Leben und in der Kunst. Und erst von da an haben wir subjektive Bücher und Kunstwerke, — Werke, die nichts Anderes sind und bald auch nichts Anderes sein wollen als der Ausdruck einer bestimmten Persönlichkeit. Jeder moderne Künstler setzt vor sein Werk schweigend das Motto: „Wie ich es sehe.“

Diese neue Art, die Welt zu betrachten, gab nicht nur allen bisher bekannten Gattungen der Literatur einen neuen Charakter, sie veranlaßte auch die Entstehung einer ganz neuen Literaturgattung, die sich nur mit diesem neu entdeckten Ding, der „Persönlichkeit“, beschäftigt. Das sind die Memoiren. Es giebt keine andere Literaturgattung, in der sich das Ich so emphatisch vor die Welt hinstellt, in der es sich so wißbegierig für sich selbst interessiert und die Resultate seiner Selbstdurchforschung als höchst interessant der ganzen Welt vorlegt. Ein Buch gilt dem Freunde, ein Tagebuch vielleicht nur dem eigenen Bedürfniß der Stunde; aber ein Mensch, der sich hinsetzt, seine Memoiren zu schreiben, geht daran, sein Ich der Welt gegenüber abzugrenzen und es ihr dann präparirt vorzulegen. Und es entspricht nur der eben bezeichneten Entwicklung, daß erst in der neueren Zeit solche Bücher entstanden und in den letzten Jahrhunderten zu einer wahren Bluth geworden sind.

Es kam ja schon im Alterthum vor, daß Menschen von sich erzählten, aber auch Das thaten sie objektiv, der Thatfachen wegen, die sie mitzutheilen hatten. Die Denkwürdigkeiten des Xenophon, des Caesar, sind objektiv, sind historisch, die Verfasser wollen Thatfachen erzählen, nicht ihre eigene Persönlichkeit darstellen. Sie scheuten sich, charakteristisch genug, in der ersten Person zu sprechen. Mit dem ausgehenden Alterthum finden sich Spuren: in der Literatur der Kaiserzeit, starke Ansätze in den ersten Kapiteln der Bekennnisse Marc Aurels, aber das erste wirklich persönliche Buch hat Augustinus geschrieben; und auch dieses mit einem objektiven Zweck: es entsprang dem religiösen Bedürfniß, dem Wunsch, Anderen Erleuchtung zu bringen. Augustinus ist in seiner frommen Demuth weit davon entfernt, den Menschen sein Ich als ein interessantes Phänomen vorführen zu wollen. Dennoch ist sein Buch ein Novum in der Weltliteratur. Und nur der völlige Rückgang der Kultur,

der darauf folgte, hat dieses Anfangsbuch an ein Ende gestellt, wie denn überhaupt durch ein Jahrtausend die normal begonnene Kulturentwicklung still steht, um zuletzt, durch unzählige neue Elemente bereichert, den Bau dort fortzusetzen, wo er abgebrochen worden war. Ein Anderer brachte den wirklichen Anfang moderner und persönlicher Literatur.

An die Spitze der rein kulturellen Abschnitte seines großen Werkes über die Renaissance stellt Burckhardt die Ueberschriften: „Das Erwachen der Persönlichkeit“ und „Die Entdeckung des Menschen“. Und in beiden Kapiteln ist ihm Dante das erste Beispiel dafür. „Auch ohne die Divina Comedia“, heißt es in dem Kapitel ‚Die Vollendung der Persönlichkeit‘, „wäre Dante durch seine Jugendgeschichte (das Neue Leben) ein Markstein zwischen Mittelalter und neuerer Zeit. Geist und Seele thun hier plötzlich einen gewaltigen Schritt zur Erkenntniß ihres geheimsten Lebens.“ Meinem Nachdenken über diese Worte Burckhardts und meiner Beschäftigung mit der Vita Nuova sind die vorstehenden Betrachtungen entsprungen. Als das eigenthümlichste aller Memoirenwerke ist Dantes Dichtung mir erschienen. Auch das subjektive Buch enthält natürlich stets ein objektives Element. Ein Tagebuch wird auch heute mehr ein Protokoll der Thaten und Erlebnisse oder der Stimmungen und Empfindungen des Autors sein. Geht aber ein großer Künstler daran, sein Leben zu schildern, so wird er Beides eigenthümlich verschmelzen und immer wird das künstlerische Bedürfnis das Thatächliche überwältigen. Wie in unserer subjektiven Zeit alle Poesie eine Bekenntnißpoesie des Dichters wird, so daß selbst ein scheinbar so objektiver Mensch wie Goethe immer und immer persönlich schreibt, so wird umgekehrt der künstlerische Mensch im Subjektivsten noch objektiv und unpersönlich werden, sein Schicksal stets als von ihm selbst abgelösten Stoff erblicken und es künstlerisch runden und gestalten. Goethe war der Erste, der Das bewußt gethan und offen erklärt hat, als er seine Memoiren „Dichtung und Wahrheit“ nannte.

Alle Werke Dantes sind „Dichtung und Wahrheit“ aus seinem Leben. Es sind die Memoiren eines Mystikers, für den Alles, das mächtige Stück Weltgeschichte, das er erlebt, die geistige Entwicklung der eigenen Seele und tief empfundene Liebeserlebnisse zu Symbolen geworden sind. Die Divina Comedia schildert nichts Anderes als seine Pilgerzüge durch die Welt, nur willkürlich geordnet und aus dem Diesseits ins Jeneseits verlegt; in eine nach dem Bedürfnis seiner Ethik neu geordnete und erfundene Welt hat er die wirkliche eingeordnet, aber keinen Augenblick hat er sich und sein persönliches Erleben und Empfinden daraus entfernt. Er schuf eine Traumwelt aus dem Spiegel der wirklichen und ließ sein Ich durch diese Traumwelt wandern. Eine Biographie in Visionen.

Weit subjektiver noch ist das Neue Leben. Es ist weniger Dichtung

und mehr Wahrheit und wir haben in ihm, sobald wir von Augustinus absehen, thatsächlich das erste eigentliche Memoirenwerk der Weltliteratur. „Aus dem Buche meiner Erinnerung“, sagte er im Eingang, „will ich Einiges berichten“ und sein eigenes „neues Leben“, also ein Entwicklungsstadium seiner eigenen Persönlichkeit, hat er darin zu schildern versucht. Das hatte Niemand vor ihm gethan. So neu, so unerhört, war das Unterfangen, daß die Gelehrten es nicht glauben wollten und Gott weiß was für philosophische oder gar politische Geheimnißkrämerei darin zu entdecken meinten. Und wie seltsam, wie arm an äußeren Thatfachen, wie auch an inneren Vorgängen ist das Büchlein, wie subjektiv und modern, ein Tagebuch von Empfindungen! Voll der feinsten, fast quälereischen Selbstbeobachtung, das richtige Buch eines schwüchternen, verliebten, jungen Menschen. Selbst die Visionen sind hier ganz anders als in der Göttlichen Komödie, nicht Dämonen, nicht Engel, nicht Geister und Seelen, keine jenseitigen Räume, sondern die Visionen sind psychologisch und personifiziren nur die Vorgänge in seinem Gemüth, wie z. B., wenn er erzählt, daß die Liebe ihm am Wege erschienen sei und eine neue List gerathen habe, um seine Neigung für Beatrice vor der Welt zu verbergen. Gewisse Seelenzustände sind so beobachtet und so einfach und lapidar geschildert, daß die Zeichnung nicht mehr übertroffen werden kann.

Dieser merkwürdige, räthselhafte Mensch, der seit Jahrhunderten eine Generation nach der anderen anlockt und beschäftigt und noch viele beschäftigen wird, dieser Mensch, der so ganz den Idealen der Vergangenheit lebte und ihnen nachjagte bis in den eigenen Tod, hat, was immer er berührte, Neues geschaffen. Und wie merkwürdig, daß dieser selbe, so hyperpersönliche, so reizbar subjektive Mensch später daran gegangen ist, den „objektiven Stoff an sich“ zu bearbeiten, den Weltbau, den Makrokosmos! An der Grenze der objektiven und subjektiven Zeiten stehend, hat er in seinem Hauptwerk gleichsam eine Vereinigung der beiden Welten versucht. Und nie ist ein so hochfliegenderes Unterfangen so völlig gelungen. In das kleinste Glas hat er alle Farben des Regenbogens gefaßt; wie eine winzige kristallene Weltkugel, ein Mikrokosmos, steht sein Werk da, im festesten, unlösbarsten Gefüge, dem der Terzinen, so daß kein Vers, keine Strophe herausgenommen werden kann, ohne eine Lücke zu lassen; winzig klein im Vergleich zu den Lebensdichtungen Shakespeares oder Goethes; und doch hat er darin das Ideal der Dichtung erfüllt: das Ich und die Welt, dort, wo sie unscheidbar sich vereinen, im Spiegelbild der eigenen Seele, ergriffen, dargestellt und festgebant, genau so mystisch und unfassbar in einander reflektirt, wie sie es in der Wirklichkeit sind: ein ewiges Bild der Menschenseele wie der Welt jener Tage.

Wien.

Dr. Karl Federn.



## Im Museum.

**K**arl Lamprecht leitete seinen am Osterdonnerstag, den vierzehnten April, im großen Rathhaussaale zu Nürnberg gehaltenen Vortrag über „die Entwicklung der deutschen Geschichtschreibung vornehmlich seit Herder“ mit den schönen Worten ein: „Ich kann Ihnen nicht ein farbenreiches Bild von den Bestrebungen einzelner großen Persönlichkeiten auf historischem Gebiet geben, so verlockend und lohnend diese Aufgabe an sich wäre. Die Portraits würden sich in diesem Falle so eng an einander drängen, daß nichts übrig bliebe als der bedrückende Eindruck eines überfüllten Museums.“ Daraus geht hervor, daß es zunächst eine verlockende Aufgabe ist, ein farbenreiches Bild von den Bestrebungen großer Persönlichkeiten auf historischem Gebiet zu entwerfen: ich folge der Lockung. Dann hören wir, daß diese Aufgabe lohnt: ein stimulus mehr, mich ihr zu widmen, obwohl ich mir vollaus bewußt bin, daß der Lohn manchmal recht eigenthümlicher Natur sein kann. Doch Felix Stieve ist ja nicht mehr Vorsitzender des Ausschusses des Verbandes deutscher Historiker; und von dem wiederholt und laut dokumentirten Gerechtigkeitsinn der nunmehrigen Spitze, Georg Kaufmanns, darf ich bei aller ihrer Impetuosität billig erwarten, daß die Begrüßungsrede des sechsten deutschen Historikertages ohne „ungeheure Taktlosigkeiten“ vom Stapel läuft. Drittens aber spricht mein verehrter Lehrer Lamprecht von dem bedrückenden Eindruck, den ein überfülltes Museum mache: an dieser Klippe hoffe ich dadurch glücklich vorbeizuschiffen, daß ich diesen „Bericht“ vom nürnbergischen Historikertage mit Kürze wärze. Für mich heißt es also nicht, wie für Lamprecht: die Sache rede und der Name schweige, sondern: die Sache schweige und der Name rede! So persönlich wie möglich.

Als offiziell und mit ausgesuchter Liebenswürdigkeit anerkannter Statistiker der Historikertage lasse ich vorstehender prinzipiellen Erklärung zunächst einen kleinen Ueberblick über den Besuch des Tages folgen. Gesamteindruck: gut; ja besser, als es bei den beiden letzten Kongressen der Fall war. Die zweite, beim Festmahl vertheilte, nachweislich nicht vollständige Liste weist 145 Namen von Theilnehmern auf. Zieht man davon die 33 Eingeborenen, ferner die sechs Herren von der nürnbergischen Universität Erlangen und die weiteren sechs aus den nürnbergischen Vorstädten Fürth und Lauf ab, so erhalten wir die wundervoll abgerundete Zahl von 100 auswärtigen Besuchern. Dies „von außerhalb“ bezieht sich nun aber nicht etwa auf eine Mehrheit von Bayern — München hatte zehn Vertreter gesandt —, sondern darf im erhabensten Sinne gefaßt werden: von Prag waren 8, eben so viele von Wien, von Graz 3 und von Leipzig sogar 13 (der Unterzeichnete nimmt für seine gefährliche Person gern das odium dieser bösen Ziffer auf sich) mehr oder weniger zuvorkommige Geschichtsfreunde gekommen; und im Gefolge der zuletzt genannten Dreizehn befand sich sogar ein junger Historiker aus Norwegen. Allerdings setzt sich die überwiegende Mehrheit auch diesmal wieder aus Süddeutschen zusammen; und dabei bleibt es hoffentlich auch in Zukunft. Von den 41 Herren, die im Jahre 1892 den Aufruf zum ersten Kongress unterzeichnet hatten, haben zehn auch am nürnbergischen Theilgenommen: es sind die Professoren Bachmann, Friedrich, von Heigel, Kaltenbrunner, Kaufmann, Lamprecht, Mühlbacher, Prutz, Stieve und von Zwiabinek; dagegen haben sich die Dreizehn,

die ich in meinem unverdient berühmt gewordenen Aufsatz „Im Grauen Bären“), den wirklich manche Leute ernst genommen haben (ich meine den Aufsatz, nicht den Bären), als die Sterne am Himmel des Historikertages in vortreffliche Beleuchtung gerückt hatte, leider um Zwei vermindert: Tille und Ulmann fehlten diesmal. Auf weitere statistische Notizen muß ich verzichten, da ich im Gebrauch von Logarithmentafeln nicht mehr recht bewandert bin.

Geboten wurde in Nürnberg außerordentlich viel, fast zu viel; ich meine an Wissenschaft. Denn wer — es gab Doren nur Wenige; selbst das Bureau schwänzte hier und da umschichtig — den Verhandlungen von A bis Z beigewohnt hat, Der ist wohl kaum dazu gekommen, die Kunst- und andere Schätze der alten Reichsstadt auch nur nippend zu genießen. Ich war zum Glück schon von Beruf wegen dazu da, weniger den endlosen Debatten beizuwohnen, als vielmehr im Germanischen Nationalmuseum umzusehen; nur die Vorträge und Ansprachen habe ich bis auf eine (die offizielle Schlussrede von Stieve) getreulich angehört; und davon wurden uns drei große und sechs kleine zugemutet. Aber schließlich hat am Ende kein Historikertag lebiglich den Beruf, die Geselligkeit zu pflegen, sondern er soll auch ernste Arbeit leisten. Dabei hatte der diesjährige noch den besonderen, von der Wissenschaft bereits anerkannten\*) Vorzug, daß des Vorsitzenden Humor und Witz, Spott und Satire über die Gefahren der Versandung und Verkroakung unfehlbar hinweghalsen. Diese seltenen Gaben — gewisse Leute glauben, sie zu haben, 's ist aber „Selbsttäuschung“ — haben jedenfalls dem nürnberg'schen Tag ihren Stempel aufgedrückt, sie haben ihn beherrscht, er stand unter ihrem Zeichen; selbst die davon Mitgenommenen und Betroffenen konnten sich schließlich dem Eindruck nicht verschließen, daß res severa verum gaudium sei. Und wer zuletzt lacht, lacht immer am Besten.

Nun wollen aber wahrscheinlich die verehrten Leser der „Zukunft“ nicht nur wissen, wie wir in Nürnberg gearbeitet und wie wir uns vergnügt haben, sondern auch, wer dort am Meisten hervorgetreten ist und wie sich die Betreffenden dabei geberdet haben: 's ist ja kein wirklicher Bericht, was hier geboten werden soll, sondern ein harmloses Stimmungsbild. Da ist es kein Zweifel, daß am Meisten von sich reden gemacht hat: Karl Lamprecht. Ueber diesen Mann an dieser Stelle ein Wort zu verlieren, ist überflüssig; nur Das sei angemerkt, daß es neben seinem Organisations-talent, das sich besonders in den nicht-öffentlichen Konferenzen der deutschen Publikation-Institute von Neuem bewährt hat, sein gehaltvoller Vortrag\*\*\*) gewesen ist, der dem so heftig bescheldeten Forscher eine große Zahl neuer Anhänger und warmer Verehrer gewonnen hat. Es muß jedem Vorurtheillosen imponiren, wenn er sieht, mit welcher Virtuosität Lamprecht seinen spröden Stoff beherrscht und einem großen, theilweise ganz ungeschulten Zuhörerkreise nahe bringt. Außerdem aber geht schon aus dem bloßen Programm der Zusammenkunft hervor, wie sehr die politische Geschichtschreibung — oder besser: die Richtung, die ihr ausschließlich huldbigt — an die Wand gedrückt, wie endgiltig ihre

\*) S. „Zukunft“ vom fünften Dezember 1896.

\*\*) Vergl. H. Dürrwachters Einleitung zu seiner Ausgabe der Gesta Caroli Magni der regensburger Schottenlegende.

\*\*\*) Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 15. April 1898.

Allein- oder auch nur Vorherrschaft gebrochen ist. An ihre Stelle ist nun nicht etwa eine eben so einseitig betriebene Wirtschaftsgeschichte getreten — ihre Wichtigkeit recht prononcirt betonen zu müssen, ist ja nicht mehr nöthig —, sondern ein Bestreben, alle Lebensbethätigungen eines Volkes in einem Gesamtbilde zusammenzufassen. Die großen Männer und ihre Thaten leugnen zu wollen, fällt doch keinem Einzigen unter den neueren Methodologen ein; nur Das wollten sie erreichen und haben sie auch allen Anfeindungen zum Trotz erreicht: daß den Zuständen, dem stilleren Wirken der sozialpsychischen Kräfte gerecht zu werden, jeder unvoreingenommene Geschichtschreiber die Pflicht habe. Daher die Fragen: Wie kann die Geschichte der im Mittelalter erfolgten deutschen Kolonisation des Ostens gefördert werden? Wie ist die Grundherrschaft in Deutschland entstanden? Wie sind zusammenfassende kulturgeschichtliche Quellenveröffentlichungen anzuregen und zu veranstalten? Nicht, als ob von diesen Aufgaben jetzt zum ersten Male die Rede wäre, — Das zu behaupten, kann nur Jemand fertig bringen, der tückisch der neuen Auffassung schaden, sie diskreditiren möchte. Nein! der ganze Gegensatz gegen die alten Schulen ist, wie ich schon früher, freilich damals ohne Erfolg, behauptet habe, lediglich ein Gradunterschied: sonst trieb man diese Dinge gelegentlich, auch mit, willkürlich, unbewußt; jetzt widmet man sich ihnen bewußt, absichtlich, planvoll. Freilich immer noch nicht ganz erschöpfend: die geschichtlichen Beziehungen des Menschen zu seinem Boden werden, trotz Rapel, auch heute noch kaum genügend berücksichtigt. In diese Bresche zu springen, behalte ich selbst mir für später vor.

Das wäre Lamprecht. Ich merke: die Sache hat doch wieder zu sehr dominirt; ich muß persönlicher werden. Den geeignetsten Anlaß, dieses Gebiet zu betreten, heut entschieden der eben zum Vorsitzenden des Verbandes gewählte Professor Georg Kaufmann in Breslau. Sein Vortrag über die Befreiheit an den deutschen Universitäten im neunzehnten Jahrhundert — er ist, wenn diese Zeilen gedruckt vorliegen werden, wahrscheinlich bereits von S. Hirzel in Leipzig verlegt und veröffentlicht — war ungemein charakteristisch für den ganzen Mann. Ein ganzer Mann; ja; Das ist wohl das Beste, was man von einem deutschen Gelehrten sagen kann. Unbekümmert um freundliche Zustimmung oder unfreundliche Behandlung von oben, frank und frei heraus sagend, wies ihm ums Herz ist: so stelle ich mir Kaufmann im Kolleg vor. Man wundert sich dabei nur über das Eine, daß der ungewöhnlich temperamentvolle Herr bei dieser aufreibenden Eingabe an die Sache, die er mit förmlicher Leidenschaft zu der seinen macht und vertritt, so frisch geblieben ist; noch wunderbarer freilich ist es, daß er es bei seiner rücksichtslosen Wahrheitliebe bis zum Ordentlichen Professor gebracht hat. Daß man die Wahrheit und die Liebe zu ihr auch auf ruhigere Weise dokumentiren kann, bezugte der von Felix Stieve in auffallend glücklich gewählten und bis zum innersten Herzen dringenden Worten gefeierte Altmeister Karl von Hegel. Der fast fünfundsachtzigjährige Greis, dessen grundlegende „Geschichte der Städteverfassung von Italien“ vor einem halben Jahrhundert erschienen ist, der verdienstvolle Herausgeber der „Chroniken der deutschen Städte“, schloß seinen auch das verhärtesten Herz unwillkürlich rührenden Dank mit den Worten, daß, wenn er sich Verdienste um die Geschichtswissenschaft errungen habe, er Das allein seinem lauterem Streben nach Wahrheit und nur nach Wahrheit ver-

danke. Das Festmahl am Freitag war gewiß so fidel, wie es bei offiziellen Gelegenheiten überhaupt werden kann; aber ich habe selten in meinem Dasein so weichevolle Minuten durchlebt wie während der Viertelstunde, wo Karl von Fegcl sprach. Doch bald sorgte der dem Ernst innerlich abholde Präses dafür, daß wieder andere Saiten aufgejogen wurden. Dadurch kam auch die Politik zu ihrem Rechte. Die Politik? Hat diese überhaupt auf Historikertagen Existenzberechtigung? Nun, in gewissem Sinne doch wohl. Ueber die Zeiten, wo auf den Germanistenversammlungen über Schleswig-Holsteins Schicksal und andere politische Fragen lebhaft debattirt wurde, werden mußte, sind wir, Gott sei Dank, hinaus; aber ein begrenztes Hereinziehen von Tagesfragen zu vermeiden, ist weder nöthig noch unerwünscht. Sicherlich hat auf die Auffassung, die der Gebildete über die neueste Privatdozenten-Vorlage haben darf, Kaufmanns Vortrag nicht unwesentlich eingewirkt; sicher hat auch die Art, wie Joseph Neuwirth im Namen der Deutschösterreicher, vor Allem der in ostentativer Stärke eingetroffenen Prager, die deutsche Frage im benachbarten Kaiserstaat aufrollte, nur sympathisch berühren können. So oft man diesen ehrlichen, kernigen, echt deutschen Männern begegnet, sei es in ihrem Lande, sei es bei uns, kämpft man einen harten Kampf. Das Herz läßt sie jubelnd ein: willkommen, willkommen! Der Kopf jedoch sagt hart und kalt: Ihr müßt doch draußen bleiben! Ich weiß nicht, ob es den Preußen und den Norddeutschen insgesammt auch so geht; mir jedenfalls wird das Herz weit, so oft ich mit diesen braven, für ihr Deutschtum so kräftig eintretenden Männern zusammen bin. Und dann freue ich mich stets, daß ich nicht dazu berufen ward, Realpolitik zu treiben.

Von anderen Teilnehmern des Kongresses, die früheren Tagen entweder fern geblieben oder dort nicht hervorgetreten waren, sind folgende besonders aufgefallen: als einziger Vertreter des Monocles der von dem durch seinen „Byzantinismus“ berühmt gewordenen Professor Krumbacher eingeführte russische Gesandte in München Herr von Iswoistky, dem sich bald als ebenfalls einziger Liebhaber hochmoderner Stehuhlege- oder Umlegestieftragen der freiburger Nationalökonom Karl Johannes Fuchs, ein nürnbergger Kind, würdevoll angeschlossen; der weißhaarige und doch lebenslustige unentwegte Ultrakatholik Johannes Friedrich aus München, die beiden gewinnend lebenswürdigen, verdienstvollen Direktoren des Germanischen Nationalmuseums Gustav von Bezold und Hans Bösch, der von meinem unerschrockenen Freunde Rudolf Köpcke in Vertretung Gotheins hart angegriffene grazer Nationalökonom Richard Hilbrand, der elegante Prorektor von Erlangen Karl Th. Cheberg, der in der Geschichte seiner engeren Heimath fabelhaft belehene Gymnasiallehrer Alfred Rüberlin aus Bamberg, der feise Wiener Engelbert Mühlbacher, der rührige Kastos an der nürnbergger Stadtbibliothek Emil Reide, der vornehm abwartende Vorstand des münchener Kriegsarchivs Oberst Adolf von Erhard, der selbstbewusste protestantische Kirchengeschichtler Theodor Kolbe aus Erlangen, der gelehrte und freundliche nürnbergger Justizrath Freiherr von Kreß. Im Uebrigen verweise ich auf meine früheren Charakteristiken; sie haben auch heute noch ihre Gültigkeit.

Was dem Historikertage trotz oder wegen der Betriebsamkeit des Ortsausschusses gefehlt hat, war ein Sammelpunkt, wo man sich am Abend gemütlich bei einem Glase Bier oder Wein hätte treffen und aussprechen können. Die Rolle,

die z. B. in Leipzig das Centralhotel, in Innsbruck der „Graue Bär“ gespielt hat, ist in Nürnberg keinem einzigen Lokal zuertheilt worden: jeden Abend war man anderswo; und immer war dabei Etwas „los“, so daß von eigentlicher Unterhaltung nicht die Rede sein konnte. Daher kam es auch, daß ich bei der Wahl einer treffenden Ueberschrift arg in Verlegenheit war, bis ich mich entschloß, dem Besale, worin verhandelt wurde, ewigen Ruhm zu verschaffen. Am Dienstag, im „Museum“, mochte es ja noch gehen: da gelangte man wenigstens nach den Uebersetzungen der Begrüßung und der gegenseitigen Vorstellung zum ruhigen Genuß einer Plauderei mit Freunden, Bekannten und Solchen, die einem bis dahin fernere gestanden hatten. Aber am Mittwoch schon war die Zersplitterung fertig; die Einen scheuten den weiten Hinweg nach und Rückweg von dem Maxfeld und kneipten sich im Städtchen irgendwo („Föttinger“ und das „Posthörnle“, auch der „Kranich“ sollen an diesem Abend stark von Historikern besucht gewesen sein) fest, während die Pflichteifrigen den Stadtpark aufsuchten, um dort hocherfreut oder stark enttäuscht zu werden. Musikalisch sind nun mal nicht alle Leute: was dem fangeslustigen Grazer Hans von Zwiedinck und dem liebesfreundigen Nürnberger Wilhelm Vogt recht ist, Das war dem unterhaltungsdurstigen, ewig frischen berliner Geheimrath August Meitzen durchaus nicht billig. Die größte Tortur jedoch erlebten wir, seinem einladenden Namen zum Hohn, im „Historischen Hof“. Nach den ermüdenden, endlosen Debatten des Vor- und zeitigen Nachmittags, nach den Aufregungen der Neuwahlen zum Ausschuß (wobei sich das die nöthigen Väden schaffende Loos den Spaß erlaubt hatte, gerade die Braufern — es sind ja Alle, Alle ehrenwerth — hinauszueliminiren), nach der geistigen Anspannung, die Lamprechts Vortrag erforderte: am Abend eines solchen Tages wieder ein neues, ziemlich enges und mit eigenthümlichen Garderobenverhältnissen ausgestattetes Lokal kennen zu lernen und dort zwei zwar schwungvolle und instruktive, aber Vorträgen auf ein Haar gleichende Reden mit anhören zu müssen: Das war der Leistungsfähigkeit eines Durchschnittshistorikers zu viel zugemuthet. An jenem denkwürdigen Abend, so vermurthe ich, ist wohl der herrliche Grundgedanke des von Stieve beim bamberger Rittagsmahl zum Abschied gehaltenen Trinkspruches von den armen Fröschen, die zu ihrem Schrecken von zwei grausamen Störchen immer wieder in unfählich fürchterliche Orte gedrängt worden seien, geboren worden. Trotzdem hatte man am Freitag zum dritten Male das Vergnügen, seine Lokalkenntniß zu bereichern: nach dem schon dorthin gestreiften, recht leidlichen Diner vereinigte man sich draußen an der wunderschönen Stadtmauer in „Adherts Zwinger“. . . Nicht einmal zu einer Bierzeitung hats die nürnbergische Zusammenkunft gebracht. Dadurch glaube ich bewiesen zu haben, daß dem Ortsauschluß in Halle (oder wo wir uns sonst auch im Herbst 1899 treffen werden) folgendes vornehmste Desideratum zu erfüllen, zuerst am Herzen liegen muß: auf eine gemüthliche Centrale für die Abendstunden bedacht zu sein. Denn die gehören nun mal zu einem richtigen Historikertage.

Damit bin ich am Schluß meiner „fesselnden Ausführungen“. Den Eindruck wird man aus ihnen gewonnen haben, daß der nicht unbegabte Dichter des nürnbergischen Inseratenmarktes Recht hatte, wenn er sang: „Ganz g'wieß fenn nicht'gi Sach'n g'noug in den Kreis zur Besprechung kumma; 's woar'n lauter Beut' mit helli Köpf, ddi on ddi Täg hob'n Dhteil g'numma.“



## Industriefrühling.

Die Baiffemänner rheinischer Spekulanten, die Montanpapiere zu niedrigeren Kursen kaufen möchten, verrathen nichts von der Wiederbelebung der deutschen Industrie. Freilich sind die Börsen, trotz ihren Kommissaren, seit Monaten daran gewöhnt, von unbekanntem Wohlthätern ungünstige Meldungen zu erhalten, die bald darauf der Marktbericht dann widerlegt. Solche Ultimo-Geschäfte interessieren aber nur kleinere Kreise, während der erneute Aufschwung unserer Industrie sehr große Arbeitsgebiete umfaßt. Dieser Aufschwung trat gerade ein, als der erste Niedergang schon aus den berechneten Ziffern der Fakturen bündig nachzuweisen war.

Das Ruhrkohlen-Syndikat hatte eben gemerkt, daß zwar der strenge März für den gelinden Winter einigermaßen Ersatz geschafft habe, daß aber manche Fabriken mit der Abnahme ihrer Kohlenmengen zögerten und deshalb ein Ventil im Auslande — etwa Spanien — dem Syndikat ganz genehm sein könnte. Da traten plötzlich unsere Hochöfen, Walzwerke und Fabriken mit neuen Ansprüchen hervor, die Direktoren in Essen mußten die Nachricht von Lieferungen an die Vertheidiger Rubas dementiren und nur unsere großen Händler und Rheber konnten die hohen Kriegspreise voll ausnützen. Das Syndikat kann die dringlichen Aufträge gar nicht im vollen Umfange erledigen und z. B. die mailänder Industrie, die der Strife in Wales jetzt auf Ruhrkohle anweist, kann beinahe nur von unseren großen Kaufleuten Waaren erhalten, — vielleicht recht fragwürdige Waaren zu ungeheuren Preisen. Da aber Besonnenheit im Glück zu den unleugbaren Vorzügen unseres Kohlenverkaufsvereines gehört, so läßt er sich von der Inlandskonjunktur nicht blenden, sondern versucht, Italien durch Jahreslieferungen ganz an sich zu ziehen. Fast alle Fachleute rechnen mit einer langen Dauer des Aufschwunges. Den Hauptanstoß dazu haben die Flottenvermehrungen in den verschiedensten Ländern gegeben; der Krieg um Ruba hat bisher unseren Werkstätten noch keinen größeren Nutzen gebracht. Wichtig ist, daß unsere Waffenfabriken und ihre Agenturen im Auslande sehr rührig sind und besonders den südamerikanischen Staaten — die deshalb nun naiv genug sind, wieder an ihren Kredit zu glauben — Waffenofferten in großem Umfange machen. Manche Firmen haben zu diesem Zweck sogar neue Briefbogen angeschafft, an deren Kopf allerlei Nordinstrumente prangen. Diese Seite der Sache reizt zur Satire: in Berlin beten die Leiter der Diskontogesellschaft oder Handelsgesellschaft, in Brasilien, Chile, Argentinien u. s. w. möge der Friede erhalten bleiben, und die von ihnen Finanzirten und mitverwalteten Etablissements drängen zur selben Stunde diesen Staaten die Waffen zum Kampf förmlich auf. Dabei muß man einmal die Depeschen aus Berlin oder Antwerpen prüfen, die eben so bestimmt wie falsch und interessirt melden, die Grenzstreitigkeiten zwischen der La Plata-Republik und Chile seien beigelegt, und die unsere Börsen, wiederum trotz den Kommissaren, mehr als einmal getäuscht haben.

Die Flottenvermehrungen haben, wie ich höre, im Einzelnen zwar noch kaum zu sehr umfangreichen Aufträgen geführt; aber sie müssen schnell erledigt werden und deshalb müssen ältere Aufträge zurückstehen. Das führt dann zur Vergrößerung der Fabrikanlagen. Der Zug unserer Industrie geht jetzt eben dahin, immer wieder neue Verpflichtungen zu übernehmen, wenn auch die älteren kaum noch zu bewältigen sind. Einer treibt da den Andern. Die Schiffe brauchen Ausrüstungsgegenstände; man bestellt sie bei Fabrikanten, die wieder die verschiedensten

Spezialitäten bei anderen Unternehmern bestellen. Jeder Kreuzer braucht eine elektrische Anlage, für deren Einrichtung wieder der verschiedenste Zubehör nötig ist.

Eigentlich entsprechen die Preise fast aller Fertig-Fabrikate nicht dieser äußerlich so glänzenden Lage. Besser könnten die Preise erst werden, wenn die üble Sitte wiche, daß Einer dem Andern nichts gönnt. Alles soll schnell geliefert werden, also wären für die Lieferanten auch günstigere Bedingungen zu erreichen. Selbst-Maschinen — große Dampfmaschinen natürlich ausgenommen — unterliegen einer scharfen Konkurrenz. Die Schnelligkeit des Verkehrs ermöglicht eben heute binnen einer halben Stunde eine Umfrage bei vielen Lieferanten und fast jeder Antelephonirte oder Antelegraphirte fühlt sich dann leider gedrängt, rasch um zehn Prozent herunterzugehen. Früher wandte man sich mit Aufträgen nur an eine bestimmte Firma. Charakteristisch war, daß der selbe Fabrikant, der mir seine Klagen über den Mangel an geschäftlicher Einigkeit vortrug, doch gleich hinzufügte: Das würde ihn aber nicht hindern, bei jeder Anfrage, die auf besonders rasche Ausführung und zugleich besonders billigen Preis abzielt, seine Forderungen wesentlich herabzusetzen. Auch war ich neulich in einem ersten Elektrizitätswerk Zeuge der direktorialen Entrüstung darüber, daß eine andere Gesellschaft bei einer Trambahn mit nur 17 Pfennigen per Kilometer submittirt, also die Arbeit fast umsonst übernommen hatte; gleich darauf forderten aber die Entrüsteten selbst nur 16 Pfennige, also noch weniger. (Bei Trambahnen bieten überhaupt nur drei oder vier große Firmen mit.) In den städtischen Verwaltungen laßt man schon über diese Jagd nach dem Pfennig. Weshalb sollten, wie man in England fordert, bei uns an der Bestimmung der Preise nicht auch die Arbeiter mitwirken dürfen, die doch die Hauptinteressenten sind? Wenn es einem Riesen wie Bismarck oft bequem war, bei seinen diplomatischen Verhandlungen auf den Willen der Volksvertretung hinzuweisen: um wie viel leichter müßte es unseren Industriellen sein, sich bei ihren höheren Forderungen mit den Beschlüssen der Arbeiterkomitees zu decken! Unzweifelhaft ist ja die Lebenshaltung der unteren Klassen jetzt durch die hohen Preise wieder vertheuert; eine Erhöhung der Löhne würde nur der Nothwendigkeit, nicht den steigenden Gewinnen der Fabrikation entsprechen. Interessant ist übrigens jetzt die Ablenkung mancher deutschen Elektrizitätswerke nach dem Auslande. Wenn ich in den Berichten der Trustgesellschaften blättere, so finde ich ungleich mehr Werthe von ausländischen als von deutschen Betrieben; künftig könnte eine noch größere Entfremdung vom Inlande eintreten. Diese Befürchtung verbreitet sich mehr und mehr.

An die Einhaltung der Lieferfristen ist vielfach gar nicht zu denken; wenn alle Reugelder wirklich bezahlt worden wären, die seit dem Januar verfallen sind, so würde die Dividende zahlreicher Unternehmungen beträchtlich vermindert werden. Aber der Schadenersatz wird kaum verlangt, da in den meisten Fällen die neuen Anlagen so zurückgeblieben sind, daß die Lieferanten überhaupt nicht zu montiren anfangen konnten. Auf dieses allgemeine Zurückbleiben verlassen sich auch die Kontrahenten, wenn sie die größten Schadenersatzverpflichtungen ruhig übernehmen. Man kann ja auch einen Wechsel unterschreiben, so meinen sie, wenn man weiß, daß er nie präsentiert wird. Dabei steht in solchen Vereinbarungen die schwierige Klausel, daß die Schadenersatzpflicht auch dann eintrete, wenn die Empfängerin nach dem Zustande ihrer eigenen Anlagen die Lieferung noch gar nicht brauche. Die Fabrikanten blicken übrigens mit einiger Beklemmung

auf das neue Handelsgesetzbuch. Während nämlich bisher der Artikel 356 den Abnehmer eventuell zur Bewilligung einer Nachfrist verpflichtete, schweigt der neue Artikel 376 über diesen wichtigen Punkt völlig. Juristische Aufklärung darüber, ob die Nachfrist wirklich weggefallen ist, wäre den Interessenten sehr erwünscht.

Der Verkehr hat in großen Theilen unserer Industrie so tiefzig zugenommen, daß ein Ende der Bewegung noch gar nicht abzusehen ist. Eines Tages wird aber dieses Ende nahen und dann werden sehr viele Unternehmer nicht nur ohne Aufträge, sondern auch noch inmitten ihrer kostspieligen Erweiterungen feststehen. Die unselige Politik, die in solchen Zeiten des Niederganges getrieben wird, ist bekannt genug: Jeder strebt durch Preisfleuderung nach Massenabsatz und durch Massenabsatz nach möglichster Ausnützung seiner Anlagen. Jeder hofft aber auch, mit diesem Verfahren ohne Nachahmer zu bleiben, — und hier setzt der verhängnißvolle Irrthum ein, der die Marktlage empfindlich herunterzubrüden pflegt.

Da die heutige Konjunktur natürlich auch zu industriellen Gründungen benutzt wird, scheinen mir einige Warnungen nöthig, bei denen mir bestimmte Beispiele vor Augen stehen. Wichtig ist besonders, daß kein Prospekt verschweigt, ob etwa der Taxator seine Schätzungen nur auf Grund von ihm gültigt übersandten schriftlichen Unterlagen vorgenommen hat. Ferner bedeutet eine letzte Dividende von meinetwegen sogar 20 Prozent gar nichts für die Zukunft, weil diese 20 Prozent von den Gründern, noch bevor die Aktien auf den Markt kamen, unter einander vertheilt wurden; die Herren hatten es also leicht, Abschreibungen und Rückstellungen nach ihren Zwecken zu bestimmen. Auch müßte in den Eröffnungsbilanzen der Fabrikation vom Handelsgewinn getrennt aufgeführt werden, denn nur der erste charakterisirt den Gang einer Fabrik, während die Handelsgewinne von hauptstädtischen Niederlassungen herrühren können, wo man auch in den Rohstoffen einmal glücklich spekulirt haben mag. Ob ein oftmaliger Zuschlag bei Submissionen Erkelckliches abwirft, hängt von dem starken oder schwachen Wettbewerb dabei ab, nach dem sich die Mindestpreise richten. Endlich sollte kein Prospekt verschweigen, ob die Anlagen und Werke veralteten oder modernen Systems sind.

Und Kuba? Unsere Bankleute fürchten, daß es jetzt in Nordamerika nur noch eine Kriegspartei giebt; wie unmittelbar nach der Präsidentenwahl die leidenschaftlichsten Gegner wieder einträchtig beisammen zu sitzen pflegen, so liege es im amerikanischen Volkscharakter, nun, da der Kampf einmal begonnen sei, ihn auch um jeden Preis bis ans Ende zu führen. Noch ein anderer Umstand ist zu erwägen: man glaubt drüben, die europäischen Völker hätten noch keine genügende Vorstellung von der ungeheuren Kraftentwicklung der Republik, die ja kein stehendes Heer hat, und will deshalb die Gelegenheit dieses Krieges auch zu einem gewaltigen Schauspiel vor der alten Welt benutzen. Jedenfalls hatte der Seesieg bei Manila unsere Spekulation gerade mitten in Hausseengagements getroffen, deren Lösung dann zu Kursrückgängen führte. Wären zufällig Baisspositionen überwiegend gewesen, so hätte es Deckungskäufe gegeben und die Kurse wären hinausgegangen. So urtheilen Börsenkenner, nach deren Ansicht die jetzige Tendenz überhaupt weniger von politischen Erwägungen abhängt als von der Neigung zu möglichst kurzen Spekulationen. Das ist gewiß richtig; aber so ganz frei von den Einflüssen des neuen Seekrieges sind die deutschen Plätze nicht, weil London und New-York nicht frei davon sind und weil bei uns Geld theurer werden kann. Pluto.

## Das Urtheil im Fall Harden.

Viele Leser der „Zukunft“, Juristen und Laien, haben mich ersucht, das schriftlich ausgefertigte Urtheil des münchener Schöffengerichtes abdruckend und so der öffentlichen Kritik zugänglich zu machen. Da es sich, wie allgemein hervorgehoben wurde, in meiner Angelegenheit nicht nur um ein persönliches Interesse handelt, glaube ich, den Wunsch erfüllen zu sollen, und lasse deshalb das Urtheil, dessen Wortlaut mir erst eben in offizieller Abschrift mitgetheilt worden ist, hier folgen, — natürlich ohne die Wiedergabe der inkriminirten Stellen, da ich nicht in den Verdacht kommen möchte, mir liege daran, auf einem Umwege die Sache unter die Leute zu bringen, die den Artikel „König Otto“ nicht gelesen haben:

Im Namen Seiner Majestät des Königs von Bayern erkennt das Schöffengericht des königlichen Amtsgerichtes München I in der Strassache gegen Maximilian Harden wegen groben Unfuges in seiner öffentlichen Sitzung vom 28. April 1898 in Gegenwart:

1. des königlichen Oberamtsrichters Oberlandesgerichtsrathes Rupprecht,
2. der Schöffen:
  - a) des Spänglermeisters Michael Siebed,
  - b) des Vergoldermeisters Heinrich Maier,
3. des Anwalts, des königlichen Polizeirathes Eheberg,
4. des Gerichtsschreibers, des königlichen Sekretärs Henjolt

nach gepflogener Hauptverhandlung zu Recht, wie folgt:

I. Maximilian Felix Ernst Harden, geboren am 20. Oktober 1861 zu Berlin, evangelisch, Schriftsteller in Berlin, ist schuldig einer Uebertretung des groben Unfuges und wird hierwegen zu einer Haftstrafe von vierzehn Tagen sowie zur Kostentragung verurtheilt.

II. Alle im Besitze des Verfassers, Druckers, Herausgebers, Verlegers und Buchhändlers befindlichen und alle öffentlich ausgelegten oder öffentlich angebotenen Exemplare der Nummer 29 des VI. Jahrganges der Druckschrift „Die Zukunft“ sowie derjenige Theil der Platten und Formen, der zur Herstellung des in dieser Nummer enthaltenen Artikels „König Otto“ bestimmt ist, sind unbrauchbar zu machen.

Gründe:

In der am sechzehnten April 1898 in Berlin erschienenen Nummer 29 der periodischen Druckschrift „Die Zukunft“ ist der in der heutigen Hauptverhandlung zur Verlesung gelangte Aufsatz „König Otto“ veröffentlicht, auf dessen Wortlaut sich hier bezogen wird.

In diesem Aufsatz ist nach einem kurzen Rückblick auf das Jahr 1848 dem Gedanken Ausdruck gegeben, daß die Anhänger der Monarchie nach Beseitigung der Gefahr für das Königthum zu einander vergnügt sagen konnten, jetzt könne, wie in alten Zeiten, sogar ein Toller wieder die Krone tragen. Und nun wird ein solcher Toller in der Person des Königs Otto von Bayern in den häßlichsten Bildern geschildert. (Hier folgen die inkriminirten Stellen.)

Eine solche Darstellungart ist geeignet, in jedem gesitteten und fühlenden Menschen, der in dem Geisteskranken, selbst wenn der letzte Schimmer des Bewußtseins geschwunden ist und wenn kein Zug in ihm mehr an menschliche

Art mahnt, doch immer den Menschen achtet, also in den weitesten Kreisen des Publikums, großen Unwillen und tiefste Entrüstung hervorzurufen.

Der Angeklagte Maximilian Harden bekennet sich als Verfasser dieses Aufsatzes. Er bestreitet jedoch entschieden, die Krankheit des König Otto bewußt frivol oder hämisch geschildert zu haben. Er erklärt, er sei Monarchist und durchaus kein blinder Bewunderer des Jahres 1848; er sei für das Haus Wittels-

„Sach' jeder Zeit' eingetreten und nicht' wege' ihm' ferner,' als' udel' unglückliche des bayerischen Königshauses oder über den König selbst sich ungeziemend zu äußern; er habe in dem Artikel nur zum Ausdruck bringen wollen, daß sich trotz dem Jahre 1848 in dem Volke die monarchische Idee so festigen konnte, daß selbst das Unglück, einen unheilbaren Geisteskranken auf dem Thron zu sehen, geduldig ertragen und nicht gegen die monarchische Institution ausgebeutet wird; er habe bei der Beschreibung der Krankheit des Königs nur Gerüchte erwähnt, die wirklich in Umlauf seien; wenn man ihm die Form der Ausdrücke und Redewendungen zur Last lege, so müsse er sagen, es handle sich um eine Stilfrage, um eine individuelle Art des Schriftstellers, sich zu geben; durch die Gegenüberstellung des Friedrich Riehsche habe er sagen wollen, zwei Männer hätten Throne eingenommen, der Eine mit dem Rechte der Geburt, der Andere mit dem Rechte des Genies; der Geist Weiber sei durch Krankheit zerstört worden; bei dem Philosophen sei der Untergang eines solchen Geistes zu bedauern; bei dem König wisse man nicht, welcher Entwicklung sein Geist fähig gewesen sei, da der König schon bei der Thronbesteigung geistig unmnachtet gewesen sei.

Diesem Vorbringen gegenüber ist das Gericht auf Grund der Form und des Inhaltes des in Rede stehenden Aufsatzes zu dem Ergebniß gelangt, daß Maximilian Harden sich der hämischen Art seiner Schilderung des Königs bewußt war und daß er sie gewollt hat.

Es ergiebt sich Das zunächst aus der Wahl und Häufung der häßlichen Bilder, aus der übertriebenen Ausdrucksweise.

Es wird sich nicht damit begnügt, was ja dem von Maximilian Harden behaupteten Zweck eben so gut dienen würde, den König als geisteskrank, als bar jeden Bewußtseins zu schildern. Nein! Der König wird in den stärksten, stets in der Form wechselnden Ausdrücken als eine in einem Käfig befindliche Bestie, die ihre Wächter in stets wacher Sorge hält, geschildert. Zwischen den Zeilen, aus den einzelnen Worten leuchtet förmlich das hämische Behagen hervor, das der Schilderer all dieser gräßlichen Szenen empfindet. Daran ändert die Thatsache nichts, daß der König an ein paar Stellen als bejammernswerth bezeichnet wird, daß ihm Mitleid gezollt wird; denn der Hauptgedanke, der den Artikel durchzieht, ist die frivole Schilderung des Königs auf der tiefsten Stufe der Thierheit.

Selbst die unlaufenden Gerüchte, die dem Verfasser zu Ohren gekommen sind, wurden in die raffinierteste Form gebracht.

Eine solche Schilderung ist nicht das Ergebniß einer lebhaften Phantasie und einer frischen, ursprünglichen Ausdrucksweise. Das ist also nicht eine Stilfrage, Das ist Alles absichtlich übertrieben. Gerade der gewandte Stilist ist in der Lage, seinen Gedanken einen richtigen und freundlichen Ausdruck zu geben und das Anstößige, das Uebertriebene zu vermeiden. Stöbert er es jedoch aus

allen Winkeln auf und schmelzt förmlich darin, so ist es klar, daß er diese Dinge sagen will, daß er sich ihrer Anstößigkeit wohl bewußt ist.

Den Höhepunkt der Verunglimpfung des geisteskranken Königs erreicht der Artikel in dem Vergleich mit dem geisteskranken Philosophen Niebische.

Wahrhaft elegisch, mit einem gegenüber der Brutalität in der Beschreibung des kranken Königs wohlthuend zarten Ton, bespricht der Verfasser das Schicksal des Philosophen. Er zollt seinem hohen Geistesflug Tribut und bewahrt in ergreifender Weise sein Hinwollen und sein endliches Hinscheiden.

In König Otto dagegen, von dem er nur zu sagen weiß, daß er als zweitgeborener Prinz untergeordnete Bedeutung hatte, daß er als Soldat den Schein wahrte und ein Held schien, weil er nicht beim ersten Kanonenschuß in Ohnmacht fiel, daß er im öffentlichen Wandel nicht mehr Aergerniß gab als ein Privatmann und Steuerzahler ruhigen Schlages und daher als Musterbild ritterlicher Tugend galt,\*) sieht der Verfasser nur . . . (Hier folgt wieder ein inkriminirter Satz.) Er hat daher kein Wort des Mitleides für den hinstreichenden König, weil diesem jeder an menschliche Art mahnende Zug fehlt.

In dieser Vergleichung des mit Weltruhm bedeckten, noch im Hinscheiden lieblichen Philosophen mit dem wahnsinnigen König, der es als Prinz nicht einmal zur Bedeutung irgend welcher Art bringen konnte und jetzt nur noch auf der tiefsten Stufe der Thierheit steht, liegt die bewußt häßliche Art der Besprechung der Krankheit des Königs klar zu Tage.

Nicht die in dem Artikel entwickelte politische Ansicht ist das Empörende, sondern die für die Idee des Artikels nur nebensächlich in Betracht kommende, aber durch die trivial übertriebene und graße Darstellungweise absichtlich zur Hauptsache gemachte Schilderung der Krankheit des Königs.

Wie schon bemerkt, ist die mehrfach erwähnte Darstellungart der Krankheit des Königs geeignet, in den weitesten Kreisen des Publikums große Enttäuschung und Erregung hervorzurufen. Sie ist daher insbesondere auch geeignet, die Gefühle des bayerischen Volkes auf das Tiefste zu verletzen.

Die Veröffentlichung und Verbreitung dieser Darstellung ist demnach eine vorzügliche Handlung, die geeignet ist, eine unbestimmte Anzahl von Personen ungebührlich zu belästigen und, auf diese Weise gegen die Allgemeinheit sich richtend, die öffentliche Ordnung zu stören (Uebertretung des groben Unfuges, § 360, Nr. 11 d. N. Str. G. B.)

Der Angeklagte wendet sich gegen die Annahme, daß grober Unfug mittels der Presse verübt werden könne, und erklärt, daß die von ihm redigirte und herausgegebene Zeitschrift „Die Zukunft“, die einen verhältnißmäßig hohen Preis habe, sich nur an einen kleinen Kreis des gebildeten Publikums in Deutschland wende, daß dieses Publikum mit den von ihm vertretenen Anschauungen bekannt sei und

\*) Das ist ein Irrthum des Herrn Oberlandesgerichtsrathes; der Satz ist ganz allgemein gefaßt und lautet: „Ein Fürst, der im öffentlichen Wandel nicht mehr Aergerniß giebt als ein Privatmann und Steuerzahler ruhigen Schlages, gilt schon als ein Musterbild ritterlicher Tugenden.“ Dann heißt es weiter: „An dem Prinzen Otto war nichts auszusagen und das Auge der Bayern leuchtete, so oft es den jungen Wittelsbacher in seines Wesens Freundlichkeit sah.“

ihn unmöglich mißverstehen könne, endlich, daß die „Zukunft“ Niemandem aufgedrängt und daß daher auch Niemand ungebührlich belästigt werde.

Das Gericht ist nach wiederholter Prüfung aus den im Urtheil des Reichsgerichtes vom dritten Juni 1889 (Entsch. Band 19 Seite 296) entwickelten Gründen auch im gegebenen Falle zur Ansicht gelangt, daß grober Unfug durch die Presse verübt werden kann, und es besteht daher für das Gericht keine Veranlassung, auf Grund der gegentheiligen Ansicht von der konstanten Praxis der Gerichte abzugehen.

Als Thäter des groben Unfuges erscheint der Angeklagte aus einem doppelten Grunde, einmal nach dem bestehenden allgemeinen Strafgesetze, weil er den fraglichen Artikel verfaßt hat und mit seinem Willen hat zur Verbreitung gelangen lassen, und dann nach den Bestimmungen des Reichsdruckgesetzes (§ 20, Abs. II), weil er die fragliche Nummer 29 der periodischen Druckschrift „Die Zukunft“ als verantwortlicher Redakteur gezeichnet hat.

Gegenüber der Thatfache, daß die „Zukunft“ in Folge ihrer Verbreitung einer unbestimmten Anzahl von Personen, also dem Publikum schlechthin, zugänglich ist, erscheint es für den in Rede stehenden Thatbestand gleichgiltig, wenn sie in Folge ihres höheren Preises für einen kleinen Kreis gewählteren Publikums bestimmt ist.

Für den Thatbestand des groben Unfuges hat auch darauf nichts anzukommen, daß die Zeitschrift Niemandem aufgedrängt und daß daher Niemand belästigt wird.

Die Belästigung des Publikums im Sinne des Thatbestandes des groben Unfuges, verübt durch die Presse, erfolgt nicht durch aufdringliches Anbieten der Zeitung, sondern durch die Kenntnismahme des anstößigen Inhaltes der Zeitung.

Der von dem Angeklagten gemäß § 16 d. R. St. B. O. rechtzeitig vorgebrachte Einwand der Unzuständigkeit stützt sich auf die Ansicht, daß für Preßdelikte der Gerichtsstand der begangenen Straftat nur an jenem Ort bestehe, an welchem das Preßzeugniß ausgegeben wird. Maximilian Harden führt aus, daß die Verbreitung der „Zukunft“ für Berlin von dieser Stadt aus und für die übrigen Orte (also auch für das Königreich Bayern) von Leipzig aus durch Versendung an die Sortimenter und, so weit Postabonnements vorliegen, durch Versendung von Seite der Post von Berlin aus an alle Abonnenten geschehe, daß aber ein Verkauf durch Kolporteurs weder in München noch anderwärts statfinde und daß also ein Gerichtsstand für das ihm zur Last gelegte Preßdelikt in Berlin oder Leipzig, niemals aber in München begründet sein könne.

Das Schöffengericht München I erachtet sich jedoch für zuständig gemäß § 7 d. R. St. B. O. nach den Grundsätzen des Gerichtsstandes der begangenen That.

Die Straftat, die dem Angeklagten zur Last gelegt wird, ist grober Unfug (§ 360, Nr. 11 des R. St. B. O.), verübt durch die Presse. Ort der begangenen That ist für diese Art der Uebertretung überall da, wo eine Kenntnismahme des Preßzeugnisses, dessen Inhalt den Thatbestand des groben Unfuges bildet, durch das Publikum stattgefunden hat, also überall da, wo das Preßzeugniß verbreitet wurde.

Es steht durch die Angaben des Angeklagten fest, daß die Nr. 29 der Druckschrift „Die Zukunft“ von Berlin und Leipzig aus behufs Hinausgabe an die Postabonnenten, an die Sortimenter und an die sonstigen Abnehmer unter

vielen anderen Orten auch nach München übersendet wurde, hier in München in die Hände der Abnehmer gelangte und auch sonst auf dem für Druckschriften üblichen Wege öffentlich verbreitet wurde.

Aus der Thatfache, daß die mehrerwähnte Nr. 29 an verschiedenen Orten, darunter auch in München, verbreitet wurde, ergibt sich, daß die Uebertretung des großen Unfuges, deren Thatbestand diese Zeitungnummer enthält, als eine einzige Handlung an verschiedenen Orten verübt wurde, sohin als fortgesetztes Delikt erscheint.

Es ist demnach der durch Verbreitung des Artikels „König Otto“ in Nr. 29 der periodischen Druckschrift „Die Zukunft“ begangene grobe Unfug an allen Verbreitungsorten, darunter auch in München, verübt. Und gerade hier in München, in der Hauptstadt desjenigen Landes, dessen König verunglimpft ist, erscheint der grobe Unfug hauptsächlich verübt, weil die hauptstädtische Bevölkerung neben allen anderen Orten durch diesen groben Unfug mit am Nachhaltigsten getroffen wird. Sofern in Folge der Eigenschaft der hier in Frage stehenden konkreten Strafthat als eines fortgesetzten Deliktes mehrere Gerichte als Gerichtsstand des Ortes der begangenen That gemäß § 7 der R. Str. P. O. zuständig erscheinen, ist im Hinblick auf § 12 sod. das Amtsgericht bezw. Schöffengericht München I zuständig, da vor demselben die Untersuchung zuerst und allein eröffnet worden ist.

Die Ausnahmestellung, in die der Angeklagte, wie er so sehr betont (?), durch diese Auffassung des Gerichtes gedrängt sei, besteht in Wahrheit nicht. Der Thäter des Preßdeliktes theilt das Schicksal der mehreren Gerichtsstände mit den Thätern von vielen anderen, nicht durch die Presse verübten strafbaren Handlungen, die an verschiedenen Orten begangen sind.

Der Angeklagte nimmt mit seiner Ansicht, daß für Preßdelikte der ausschließliche Gerichtsstand an dem Ort bestehe, wo das Preßzeugniß zur Ausgabe gelange, für die Presse ein Sonderrecht in Anspruch.

Ein solches Sonderrecht besteht nach dem geltenden Recht des mehrcitirten § 7 nicht. Die Schaffung eines solchen Sonderrechtes müßte erst auf dem Wege der Gesetzgebung erfolgen und die von dem Angeklagten zur Begründung seiner Ansicht vorgebrachten Erörterungen können nur *de lego ferenda*, nicht aber *de lego lata* ihre Würdigung finden (vergl. Entsch. d. R. G. in Str. S. Bd. 23 S. 155 ff.) Nachdem, wie erörtert, die subjektiven und objektiven Voraussetzungen für den Thatbestand der Uebertretung des großen Unfuges vorliegen, nachdem zur Aburtheilung des Angeklagten wegen dieser Uebertretung das Schöffengericht München I zuständig ist, war Schuldausspruch zu erlassen, wie geschehen.

Die äußerst verletzende Form des Artikels „König Otto“ machte es dem Gericht unmöglich, die im Gesetz (§ 360 im Eingang R. Str. G. B.) in erster Linie angedrohte Strafart zu wählen. Das Gericht erachtete vielmehr eine Haftstrafe als entsprechende Sühne und glaubte, dieselbe auf vierzehn Tage bemessen zu müssen.

Der Ausspruch im Kostenpunkt ist gesetzliche Folge des Strafausspruches gemäß § 496, 497 d. R. Str. P. O. Nachdem der Inhalt der Nummer 29 der Druckschrift „Die Zukunft“ als strafbar erachtet wurde, war im Hinblick auf § 41 des Reichsstrafgesetzbuches in Ziffer II des Urtheilsfases Ausspruch, so wie geschehen, zu erlassen.

Es scheint mir nicht angebracht, dieses Urtheil schon jetzt zu kommentiren. Wohl aber möchte ich noch ein paar publizistische Stimmen anführen, die nicht dafür sprechen, daß der Artikel in bayerischen Herzen als frivol oder hämisch empfunden worden ist und daß er brave bayerische Patrioten beunruhigt oder belästigt, verletzt oder gar empört hat. Einige Aeußerungen des Herrn Dr. Sigl habe ich schon im vorigen Hest mitgetheilt. In den Münchener Neuesten Nachrichten las man: „daß der Artikel außer einigen Angaben über das Verhalten des Königs Otto, die weiter nichts als allgemein bekannte Dinge beibringen, die Gedanken und Bedenken ausführt, die das tragische Geschick des Königs und die daraus sich ergebenden staatsrechtlichen Verhältnisse naturgemäß erregen. Das Meiste davon ist in der einen oder der anderen Form, mehr oder minder freiwillig, schon wiederholt mündlich und schriftlich ausgesprochen worden.“ In der Täglichen Rundschau sagte Herr Heinrich Ripppler: „Ich bin auch Bayer, ein gut monarchisch gesinnter fogar, und habe den Artikel zu wiederholten Malen gelesen, ohne ein anderes Aergerniß zu empfinden als das, daß hier längst Bekanntes, in Bayern zum Ueberdruß Gehörtes und Erzähltes, in einer sehr anspruchsvollen Form wiedergefagt wurde.“ In der sozialdemokratischen Münchener Post stand der Satz: „Wie in dem von einem eifrigen Monarchisten geschriebenen Artikel ‚grober Unfug‘ gefunden werden soll, muß die Weisheit eines erleuchteten Staatsanwaltes der verwunderten Welt erst klar machen.“ Herr Anton Remminger sagte in der Neuen Bayerischen Landeszeitung: „Ich habe den Artikel auch gelesen und bin geradezu überrascht, daß sich in Bayern ein Staatsanwalt fand, der die Verbreitung dieses Artikels unter den berichtigten Begriff des ‚groben Unfugs‘ zu stellen versuchte.“ Herr Dr. Haas erklärte im Münchener Generalanzeiger: „Der Artikel Hardens enthält kein Wort, das nicht jeder Münchener oder Bayer schon selbst gewußt oder gesprochen hätte; Alles darin sind längst bekannte Sachen, wenn sie auch nicht gerade erfreulichster Natur sind; der grobe Unfug müßte also lediglich darin gesucht und gefunden werden, daß Harden den Muth gehabt hat, Das zu schreiben und zu drucken, was vor ihm hunderttausend Andere in viel geschmackloserer Form häufig genug ausgesprochen haben.“ Und im Münchener kleinen Journal stand: „Wir haben mit der großen Schaar von Interessenten im Verfolg des hardenschen inkriminirten Artikels wie seiner Vertheidigung keinerlei Absicht einer Verletzung und Beleidigung, noch weniger diese selbst, finden können, auch dann nicht, wenn, wie geschehen, einzelne Theile aus dem Gesamtgefüge herausgerissen wurden. Seine Sprache, seine Ausdrucksweise, ja, sein Vergleich mit einem berühmten, gleichfalls schwerkranken Philosophen sind von dem höheren Geistesflug eines . . . Publizisten getragen und an eine für bessere Geistesnahrung verständnißinnige Lesewelt gerichtet, die unmöglich an Hardens Schrift über König Otto Aergerniß nehmen konnte, weit eher, wie der Autor selbst, erkannt gewesen sein mag, als sie von der strafrechtlichen Verfolgung hörte.“



## Notizbuch.

**D**urch die Siegerstraße Unter den Linden schreitet, auf der Kanzlerseite natürlich, der greise Kanzler. Kein lästiger Struß stört den langsam Wandelnden, denn kaum Einer erkennt in dem kleinen Herrn, der die Auslagefenster und die

Damentoiletten so aufmerksam mustert, den höchsten Hüter der Reichsinteressen. Wer ihn aber erkennt, Der freut sich, daß des guten Onkels gelbes, hängendes Köpfchen unter dem Trauerkors, der den Cylinder umhüllt, so behaglich, so seelenvergnügt dreinschmunzelt. Warum sollte Eblodwig der Unvergleichliche auch nicht seelenvergnügt sein? Die Lenzsonne lacht, im Garten des Kanzlerheims blühen die Blüme, der pariser Zahnarzt rüstet sich wohl schon zum Besuch des hohen Gastes und bald wird die deutsche Menschheit durch die Kunde beglückt werden, daß der alte Herr nach Werki, Grabowo oder Kuffet abdampft und für die Bärenjagd einen neuen Muff oder für die Gensjenagd neue Kniehöschen bestellt. Die schändlichen Frevler, die seiner Kanzlerherrlichkeit nur eine kurze Dauer prophezeiten, haben sich arg getäuscht: er hat Alles, was „höheren Ortes“ von ihm verlangt wurde, prompt erledigt — oder die Erledigung durch andere, weniger sichtbare Kräfte doch miterlebt — und ist nun sogar von dem Reichstag befreit, der manchmal so ungeberdig schien und schließlich so stolzen Ruhm errang. In der Thronrede, die der Kaiser vor dem in Schönheit sterbenden Reichsparlament verlas, wurden dieser erlauchten Körperschaft beinahe gärtlich klingende Lobsprüche gespendet: ihre unausgesetzt auf das höchste Ziel gerichtete patriotische Arbeit sei fruchtbar an gesetzgeberischen Erfolgen gewesen, die zur Macht und Wohlfahrt des Vaterlandes dauernd beitragen werden, und die dankbare Würdigung kommender Geschlechter sei ihrem Werk gesichert. Wenn man neugierig nach der Art dieses Werkes und nach den Ergebnissen der gepriesenen Fruchtbarkeit fragt, so erfährt man, der Reichstag habe das Bürgerliche Gesetzbuch, die von den Generalen von Caprivi und von Hofler ausgearbeitete Militärvorlage und das neue Flottengesetz angenommen, der einheitlichen Regelung des Militärstrafverfahrens zugestimmt und den nach Ostasien steuernden Postdampfern eine Subvention bewilligt. Das ist Alles; der Rest ist im Wesentlichen auf dekorative Wirkung berechnet, — recht geschickt übrigens, wie überhaupt die neueste Thronrede durch den Stil und die ruhige Maßigung des Ausdrucks sich vorteilhaft von den Elaboraten aus der Zeit des Caprivismus unterscheidet. Diese Bescheidenheit zeigt sich besonders auch darin, daß diesmal das rüthlich fahle Umsturzgeipenst, das keinem wachen Menschen mehr Furcht einflößt, nicht beschworen und weder von dem welfen Dreikönig noch von dem russischen Handelsvertrag gesprochen ward, der doch auch zu den — leider! — wichtigen Ergebnissen der angeblich fruchtbaren Reichstagsarbeit gehört und den der Kaiser früher eine rettende That und einen glorreichen Markstein in der deutschen Geschichte genannt hatte. In Erinnerung an dieses Wort, dem ja mühelos andere von nicht geringerer Vergänglichkeit zu gesellen wären, hätte es sich vielleicht empfohlen, nicht in so hohen Tönen aus dem Munde des gekrönten Vertrauensmannes der Nation das Lob des Reichstages verkünden zu lassen. In Deutschland leben auch heute noch allerlei Rörgler, die in ihres Herzens Härteigkeit meinen, mit der Bewilligung neuer Soldaten und neuer Schiffe, mit der Durchpeitschung eines dem sozialen Bedürfnis der Zeit nicht entsprechenden Bürgerlichen Gesetzbuches, der Annahme einer von jedem Standpunkt aus als höchst mangelhaft zu betrachtenden Militärgerichtsordnung und der Gewährung einer in unseren Tagen spekulativer Industrieunternehmungen sinnlos gewordenen Dampfersubvention seien die Pflichten eines Reichsparlamentes doch immerhin noch nicht ganz erfüllt, und die, wenn sie die trostlose Verfassung unseres politischen Lebens sehen, seufzend ausrufen, daß Regierung und Reichstag in schönem Verein bei der für einen jungen Staatsorganismus tödlichen Taktik des taaffischen Fortwurschtelns angelangt sind. Diesen Unholden

leuchtet selbst der unermessliche Triumph von Siantschou nicht ein; sie erinnern daran, daß in deutscher Uebersetzung das neue Reichsgebiet, das, nach Bismarcks wigigem Wort, groß genug für allerhand Dummheiten ist, die Weimregion heißt, und fürchten, die künftige Entwicklung könne uns lehren, daß wir den schlaunen Russen auf den chinesischen Weim gegangen sind und uns in Welthändel eingelassen haben, denen wir, nach unserer europäischen Lage, besser fern geblieben wären. Die Leute irren gewiß: wenn im Deutschen Reich nicht Alles, wie sogar die allerliebste inspirierte Auslandspresse meldet, ganz wundervoll stände, hätte der verantwortliche Berater dem Kaiser nicht das Konzept der Thronrede vorgelegt, die wir nun, verblüfft staunend, vernommen haben. Schade, daß wir das Idealparlament, an dessen fruchtbarem Wirken wir uns fünf Jahre erfreuen durften, so früh verlieren mußten! Hoffentlich bleibt uns wenigstens der Idealkanzler noch recht lange erhalten. Der eigensinnigste Zweifler muß jetzt doch bekennen: es geht auch so; und kein Gerechter kann sich darüber wundern, daß Dunkel Eshodwig, mit dem Pachtvertrag und dem thronrednerischen Lob in der Tasche, seelenvergnügt durch die Siegerstraße Unter den Linden schreitet.

Herr Arno Holz erbittet die Aufnahme der folgenden Erklärung:

„Das letzte Heft der ‚Zukunft‘ brachte eine Selbstanzeige des Herrn Dr. Paul Ernst, in der ihr Verfasser auch die Entstehung der modernen naturalistischen Technik bei uns streift und mir bei dieser Gelegenheit unterschiebt, ich hätte aus Zolas Aesthetik die letzten Konsequenzen gezogen, indem ich auch das Temperament verbannt und die reine Wiedergabe der Natur verlangt hätte. Dieser Unterschiebung bin ich seit sieben Jahren nun schon so häufig begegnet, daß ich sie selbstverständlich auch diesmal achselzuckend ignoriert haben würde, wenn der Ort, an dem ich sie fand, nicht leider die ‚Zukunft‘ wäre. Vor ihren Lesern möchte ich aber denn doch vorziehen, nicht so ohne Weiteres zum Trottel gestempelt zu werden, und bemerke daher Folgendes: In meiner ‚Kunst‘ (Theil I, Seite 68 bis 84) habe ich detaillirt nachgewiesen, daß es eine ‚Aesthetik Zolas‘ gar nicht giebt. Es giebt nur eine Aesthetik Taines und diese hat Zola bis auf den heutigen Tag gläubig nachgebetet. Von dieser Aesthetik Taines wies ich aber nach, daß sie sich in ihrem Prinzip mit aller ihr vorausgegangenen deckt, und gerade dieses Prinzip war es, gegen das ich mich richtete; nicht nur negativ, indem ich es als irrig bewies, sondern auch positiv, indem ich zugleich ein neues aufstellte. Wie man ein solches Vorgehen ‚die letzten Konsequenzen ziehen‘ nennen kann, ist mir unverständlich. In meiner ‚Kunst‘ (Theil II, Seite 31) steht außerdem zum Ueberfluß deutlich: ‚Eine völlig exakte Reproduktion der Natur durch die Kunst ist ein Ding der absoluten Unmöglichkeit, und zwar — von allem Anderen abgesehen — schon aus dem ganz einfachen und, wie man wirklich meinen sollte, bereits für jedes Kind plausiblen Grunde, weil das betreffende Reproduktionsmaterial, das uns Menschen zur Verfügung steht, stets unzulänglich war, stets unzulänglich ist und stets unzulänglich bleiben wird.‘“ Arno Holz.

Vor Kuba und den Philippinen nichts Neues. Wenigstens bis zum zehnten Mai. Die Sache ist schon ein Bißchen langweilig geworden. Amusant ist eigentlich nur die Wuth unserer lieben Presse darüber, daß die Amerikaner und Spanier nicht schnell ordentliche Seejachten veranstalten, über die dann die Witternachtsnautiker flink sen-

rationelle Artikel schreiben könnten. Die gehäuften — meist ziemlich inhaltlosen — Depeschen ziehen ja längst nicht mehr und verständige Leute haben sich schon daran gewöhnt, ihre Belehrung über den Verlauf des Krieges nur noch aus den Börsenberichten zu schöpfen. Da aber könnten sie, wenn sie zwischen den Zeilen zu lesen wüßten, die Spuren eines Krieges entdecken, der viel amüsanter und für uns auch viel interessanter ist als der Kampf um Kuba und die Philippinen. Ein großer Theil der deutschen Exportindustrie ist — ein Bißchen kurzichtig — nämlich für Spanien und würde dem transatlantischen Konkurrenten, dessen Hochmuth ein Sieg mächtig steigern müßte, gern eine schwere Niederlage gönnen. Unsere größten Banken stehen und fallen aber mit Amerika und ihre Leiter, die zu klug sind, um einen dauernden Erfolg des zermorschten Spanierreiches überhaupt für möglich zu halten, wünschen nur, die Dankes müßten recht bald einen entscheidenden Sieg erringen. Dieser Zwiespalt in eng verwandten und durch vielfache Fäden verbundenen Gebieten findet seinen Ausdruck auch in einem Theil der politischen Presse, der zuerst, in unbegreiflich jenem Marasmus oder unter dem Einfluß industrieller Exporteure, mit der üblischen Vollheit und Ganzheit für die edlen Spaniolen Partei nahm und nun mählich, vielleicht unter dem Druck der Bankmeinung, nach Amerikaanzuschwenken beginnt. Mit Humanität und Kreuzfahrterromantik ist heutzutage nichts mehr zu machen. Wir müssen uns gewöhnen, die modernen Profittkriege rein kommerziell zu betrachten, und eine vorausblickende Regierung sollte schon jetzt erwägen, ob in einem künftigen Konflikt die plötzliche Zurückziehung der russischen Bankguthaben uns nicht gefährlicher werden könnte als die vereinigte Truppenmacht der Häuser Romanow und Faure.

Der Kaiser unternahm auf dem bremer Schnelldampfer „Kaiser Wilhelm der Große“ neulich eine Erholungsfahrt, die ihn hoffentlich erkreut und erquickt hat. Zu einer im neuen Byzanz am Keroberge erscheinenden Zeitung berichtet darüber ein „Theilnehmer der Fahrt“ — vielleicht Herr von Dülken, der Herbstharnner, vielleicht ein anderer Begnadeter — „Einzelheiten, die wohl geeignet sind, in weitesten Kreisen Interesse zu erregen“. Zunächst wird der Norddeutsche Lloyd im Allgemeinen und der Kaiserfahn im Besonderen über den grünen Alee gelobt und verkündet, trotz stürmischem Wetter sei beim Galabiner nur ein einziges Mitglied der Gesellschaft „für ganz kurze Zeit“ seefrank geworden, „so daß schon in diesem Betracht der ‚Kaiser Wilhelm der Große‘ vielleicht einzig dasteht.“ Dann werden die Leistungen der Schiffslüdge und des Weinkellers in beinahe lyrischem Ueberschwange verherrlicht und es wird, „als bemerkenswerth vom kulinarischen Standpunkt aus“, mitgetheilt, daß, „entgegen der bisherigen Gewohnheit, die Austern erst zwischen dem Relevé und dem Braten gegeben wurden.“ Das sind sicher „Einzelheiten, die wohl geeignet sind, in weitesten Kreisen Interesse zu erregen.“ Von dem Loblied auf einen wilhelmschen Wein geht der Verfasser dann aber sehr plötzlich zu den folgenden Schlusssätzen über: „Der Kaiser nahm hier, wie bei jeder Gelegenheit, Veranlassung, seine allerhöchste Befriedigung und Anerkennung auszusprechen. Wir begrüßen diese Kaiserfahrt als ein neues Friedenswerk zur Hebung von Handel und Wandel, die nur unter einem von starker Hand geschüpften Frieden gedeihen können. So bedeutet Kaiser Wilhelm der Zweite für die Hebung des Nationalreichtums und der nationalen Größe Deutschlands eine Epoche.“ Bei Tisch war übrigens Lloydsect, 1893er Bodsteiner, 1878er Chateau Lafitte, 1893er Oberemmelxer, 1868er Raenthaler Berg Kustese, 1874er Chateau Duluc und schließlich Veuvo Clioquot getrunken worden.